Band 953 ● 2,20 DM

Neuer Roman

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Der Vampirwolf

Band 953 ● 2,20 DM

Schweiz Fr 2,20 / Österreich S 18

Frankreich F 10,00 / Italien L 2800 / Niederlande f 2,90 / Spanien P 275





Der Vampirwolf

John Sinclair Nr. 953

Teil 1/2

von Jason Dark

erschienen am 08.10.1996

Titelbild von Richard Newton

Sinclair Crew

Der Vampirwolf

Irgendwann vor langer Zeit…

Der mächtige Regen hatte das Land zwar nicht zerstört, es aber in eine Wüste aus Schlamm verwandelt und dafür gesorgt, daß manche Pfade, Wege, Straßen und Pässe unpassierbar wurden. So mußten die Menschen in ihren Häusern bleiben und warten, bis das Schlimmste vorbei war.

Nach zwei langen Tagen und Nächten hatte es endlich aufgehört zu regnen, aber trocken war es deshalb noch lange nicht geworden. In der warmen und schwülen Sommerluft hielt sich dichter Nebel, als sollten die Hinterlassenschaften der Überschwemmungen verdeckt werden.

Es kam nicht oft vor, daß der Himmel seine Schleusen dermaßen öffnete und das Land mit einer Sintflut bestrafte, doch wenn es geschah, dann sahen es nicht wenige Menschen als eine Strafe Gottes an oder als den Vorboten eines noch größeren Unheils.

Und das Unheil war immer da!

Es lebt in den Köpfen der Menschen. Es existierte in den uralten Sagen und Legenden, es wurde flüsternd von Generation zu Generation weitergetragen, dabei immer etwas hinzugedichtet, aber die Prinzipien blieben doch gleich.

Das Unheil hatte in diesem Land eine gewisse Gestalt angenommen. Es gab die bösen Mächte, die düsteren Erbschaften schrecklicher Blutsauger und Dämonen. All das Spektrum des Unheimlichen war in den oft sehr menschenleeren Gegenden existent geblieben.

Die Leute lebten sehr stark mit der Natur zusammen. Sie waren miteinander verbunden, als wollten sie eine große Kette bilden, obwohl sie sich vor den Unbillen fürchteten. Aber sie lebten damit und würden auch weiterhin damit leben müssen.

Und es gab einige wenige, die immer wieder versuchten, sich dem Unheil in den Weg zu stellen, um es von den Menschen fernzuhalten, es zu verdammen oder zu begraben.

Zu ihnen gehörte der Pope Dragan Samescu!

Er war ein Mann, der fest in seinem Glauben lebte und darin verankert war. Er haßte diese bösen, heimtückischen Mächte, und wo immer es möglich war, versuchte er, sie zu bekämpfen.

In seinem Leben hatte er schon viel durchgemacht. Er hatte sie alle kennengelernt, die Bösen, die Guten, die dazwischen, und er hatte es immer verstanden, seine eigene Existenz so einzurichten, daß er sich vor dem Herrgott nicht zu schämen brauchte.

Aber auch er war alt geworden. Fast siebzig Jahre zählte Samescu jetzt, und er war des Kämpfens müde geworden, obwohl er - das gestand er sich ein - nicht allzu viel erreicht hatte. Das Böse existierte immer noch, und es würde auch nach seinem Tod noch weiterhin existieren. Ausrotten konnte man es nie.

Man konnte aber, und das hatte er getan, ihm immer wieder gewisse Nadelstiche versetzen. Sich mit seinen Dienern und Abarten auseinandersetzen, von denen es so zahlreiche gab, daß man sie überhaupt nicht mehr zählen konnte. Aus diesem Grunde hatte sich der Pope auf einen Teil dieses Bösen konzentriert.

Ihm ging es um die Wölfe!

Nein, nicht um diejenigen, die in den tiefen Wäldern lauerten und bei Hunger die Siedlungen der Menschen überfielen. Die gab es zwar auch, aber die waren nicht so schlimm wie jene Wölfe, die den Keim des Bösen in sich trugen, keine normalen Wölfe mehr waren, sondern mehr Vampiren ähnelten.

Wölfe und Vampire!

Wo bestand der Unterschied?

Es gab natürlich einen offensichtlichen, das war schon dem Aussehen zu entnehmen, aber der Pope wußte auch, daß es Gemeinsamkeiten zwischen den beiden gab, denn Wölfe waren auf der einen Seite etwas

Urböses und Vampire auf der anderen auch.

Wer sich aus wem entwickelt hatte, wußte der Pope nicht zu sagen, rein gefühlsmäßig glaubte er jedoch daran, daß es die Wölfe schon länger gab.

Vor den Menschen noch.

Und aus ihnen oder einem Stamm von ihnen konnten sich die Vampire entwickelt haben.

Diese Theorie hatte sich der Mann schon als junger Mensch zurechtgelegt, und daran glaubte er auch im Alter. Aus der Theorie war im Laufe seines Lebens eine gewisse Praxis geworden, die er weitervermitteln wollte, und deshalb hatte er in seiner freien Zeit auch ein Buch geschrieben, in dem sein Wissen enthalten war.

Irgendwann würde es der richtige Mensch erhalten, um daraus seine Schlüsse ziehen zu können.

Zwar hatte er es abgeschlossen, das letzte Kapitel stand auch theoretisch, nur mußte er diese Theorie noch in die Praxis umsetzen, und er wußte auch, daß es in dieser Nacht soweit war.

Allein konnte er es in seinem Alter nicht mehr schaffen, deshalb hatte er seine Helfer - junge Männer - eine halbe Stunde vor Mitternacht zu sich bestellt.

Noch kniete er in seiner Kirche vor dem prächtigen Altar, bei dem besonders das große vergoldete Holzkreuz ins Auge stach, das aus alter Zeit stammte. Jemand hatte es aus Rußland mitgebracht und es hier in der Kneipe gelassen.

Der Pope liebte dieses orthodoxe Kreuz. Es gab ihm die Kraft, das Vertrauen, das er brauchte, und er hoffte, daß ihn seine Stärke auch diesmal nicht im Stich lassen würde.

Die Betbank gehörte ihm. Darauf hätte er sich auch setzen können, aber er war es gewohnt, vor einem Kreuz zu knien.

Über sein Gesicht rannen plötzlich Tränen. Wie von selbst hatten sie sich aus seinen Augen gelöst.

Es war eine Trauer, für die es keinen Grund gab, vielleicht weinte er deshalb, weil er an die Zukunft dachte, die für ihn schon vorbei war. Es gab keine Zukunft mehr. Er wußte es. Oder zumindest keine Zukunft, wie er sie sich vorstellte.

Das Kreuz stand auf einem Altar. Rechts und links davon hatten die mit Weihrauch gefüllten Schalen ihre Plätze gefunden. Es war frische Glut in die Schalen hineingelegt worden. Sie hatte sich in die Kräuter hineingefressen, sorgte für den Rauch und auch für den Duft, der die kleine Kirche schwängerte.

Der Pope betete. Er betete voller Inbrunst. Er betete nicht für sich, sondern für die Menschen, die er von dem unseligen Fluch und der mörderischen Gefahr befreien wollte, in der alle schwebten. Oder geschwebt hatten, denn es war Dragan Samescu gelungen, das Böse zu

stellen und einzusperren.

Nun mußte es nur noch begraben werden.

In dieser Nacht noch, was vielleicht zu spät war, aber der lange Regen hatte erst nachlassen müssen, sonst hätte alles keinen Sinn gehabt. Der alte Mann mit dem grauschwarzen Vollbart wünschte sich auch, daß die Erde nicht zu stark aufgeweicht war, und er betete darum, daß der Allmächtige seine schützenden Hände über ihn und die anderen Gerechten halten würde.

Die Zeit verstrich. Nach wie vor war der Pope in ein tiefes Gebet versunken. Und er weinte. Die Tränen lösten sich wie kleine Perlen aus seinen Augen. Sie liefen über die Wangen nach unten und nahmen den Weg durch die zahlreichen Furchen in der alt gewordenen Haut des Mannes.

In der kleinen Kirche gab es nur wenig Licht. Die Kerzen standen so verteilt, daß wichtige Dinge hervorgehoben werden konnten, wie die Bilder mit den Heiligen an den Wänden oder die vier Ikonen in der Ecke, vor denen ebenfalls Kerzen brannten.

Der Geruch des Weihrauchs wirkte auf einige Menschen betäubend, aber nicht auf Dragan. Er nahm ihn wahr, er saugte ihn ein, und er hatte dabei das Gefühl, als würde sein Kopf gereinigt und von letzten bösen Gedanken befreit werden.

Das Kinn berührte beinahe seine Brust, so tief hielt er seinen Kopf gesenkt. Die Hände stützte er auf dem waagerechten Brett der Betbank ab, seine Lippen bewegten sich, doch Worte drangen nicht ins Freie. Der alte Mann betete still.

Bis er plötzlich den Mund öffnete und tief Luft holte. Dieser Atemzug deutete gleichzeitig das Ende seines Gebets an. Er blieb noch eine Weile knien, wie jemand, der aus einem tiefen Schlaf erwacht war und sich erst erholen mußte.

Als er die Zeit für gekommen hielt, stand er mit schwankenden Bewegungen auf. Er hatte zu lange gekniet, sein Kreislauf machte nicht mehr so richtig mit, so hatte der Pope manchmal das Gefühl, nach dem Beten einfach fallen zu müssen.

Auch heute.

Er streckte mühsam seinen Arm aus und hielt sich an der Außenkante des Betstuhls fest, wobei er darauf wartete, daß die Weichheit in seinen Knien verschwand.

Nie war es so schlimm gewesen wie in dieser Nacht. Der Schwindel wollte einfach nicht weichen, er hielt ihn umkrallt, und das Innere der Kirche schwankte vor seinen Augen, als wollten alte Mauern einstürzen und ihn unter sich begraben.

Aber er hielt sich.

Der Schwindel ging vorbei, der Kreislauf stabilisierte sich wieder, aber der alte Mann nahm es als Warnung und wollte nichts

überstürzen.

Er würde und mußte langsamer vorgehen. Auch so konnte er sein Ziel erreichen. Nur auf seinem Gesicht blieb der Schweiß kleben, und die Schicht wurde dicker und dicker. Er wischte mit dem Ärmel seiner schwarzen Soutane darüber hinweg und schaute sich dann den glatten und helleren Streifen auf dem Stoff an.

Als er sich wieder beruhigt hatte, ging er auf den Ausgang der kleinen Kirche zu.

Der Pope wußte nicht, wie oft er diesen Weg schon gegangen war, aber er hatte jetzt das Gefühl, diesen Weg zum letztenmal zu gehen.

Oder warum schaute er sich alles so überdeutlich an? Also wollte er von den Kerzen, den Bildern, dem Fußboden aus Stein, den geschnitzten Bänken, den Fenstern und Ikonen ein für allemal Abschied nehmen. Er sah auch diese schmalen bunten Fenster, die Motive aus der Kirchengeschichte zeigten.

All dies war ihm so wunderbar vertraut, aber er wußte auch, daß er diese Dinge nicht mehr oft würde sehen können.

Vorher aber mußte der Unhold vernichtet werden.

Neben der Tür blieb Dragan Samescu stehen. Er griff in eine kleine Nische und holte den alten, mit Weihwasser gefüllten Sprenger hervor.

Es war eine Kugel, an der ein Griff angebracht war. Eigentlich aber waren es zwei Kugeln von unterschiedlicher Größe, wobei die eine über die andere geschoben war. Drehte er die beiden Kugeln auseinander, wurden die Löcher in der unteren sichtbar. Durch die spritzte das Weihwasser.

Ja, das war gut. Er kam damit zurecht. Er würde es auch einsetzen, wenn der Unhold sein Grab gefunden hatte.

Die schwere Tür zu öffnen, fiel ihm auch nicht mehr so leicht wie früher. Der alte Mann mußte schon stark daran zerren, um sie so weit aufzubekommen, daß er ins Freie schlüpfen konnte. Hinein in die Dunkelheit der Nacht, hinein auch in den Dunst, der vom Boden hochstieg und dabei unheimlich wirkende Wolken bildete, die sich wiederum bewegten und sich stets mit den anderen zusammenfanden, um ständig neue Figuren zu bilden. Es war kein kalter Nebel, die Hitze war von der Erde gespeichert worden, und jetzt, nach dem Regen, dampfte sie aus.

Der Dunst nahm ihm auch die Sicht auf die übrigen Häuser der kleinen Ortschaft, die zwar einen Namen hatte, aber wer merkte sich den schon? Es gab die Häuser, es gab die Kirche, und es gab den alten, schiefen Friedhof, geweihte Erde, an den sich unheilige Erde anschloß. Dort wurden Mörder, Verbrecher und manche Soldaten bestattet, auch Personen, die geplündert oder die Köpfe ihrer Feinde auf ihre Lanzen gesteckt hatten. Da machten sie es dem nach, der ihr großes Vorbild war, dem Vlad Dracul, einem mächtigen, grausamen und

blutrünstigen Herrscher, der es immerhin mit seinem Heer geschafft hatte, die Türken zurückzudrängen. Trotzdem war er nicht gut, denn er liebte den Tod, die Folter, das Blut und das Grauen.

Hinter dem alten Mann fiel die Tür ins Schloß, und Dragan Samescu zuckte zusammen, als er das Geräusch vernahm. Es hatte für ihn einen so endgültigen Klang gehabt, der ihn wieder an sein nahes Ende erinnerte. Bestimmt war diese Nacht seine letzte, aber das wollte er seinen Helfern nicht sagen, die sicherlich gleich erscheinen würden. Der Pope konnte sich auf die jungen Männer verlassen, zudem war er eine Person im Ort, die man unbedingt akzeptierte.

Er ging einige Schritte nach rechts. Wäre der Nebel nicht gewesen, dann hätte er den kleinen Bau sehen können, der neben der Kirche stand und kaum größer als eine Hütte war. Wer sie betreten wollte, mußte sich ducken, so niedrig war sie gebaut worden, aber in ihre befand sich etwas Besonderes, und der alte Mann konnte es sich auf seine Fahne heften, daß es ihm gelungen war, das Grauen einzufangen.

Er bekam schlecht Luft. Es lag am Dunst. Immer wenn der Pope einatmete, rasselte es in seinem Hals.

Mit müden Schritten bewegte er sich weiter. Aus dem Ort hörte er Männerstimmen. Obwohl die Häuser nahe standen, klangen die Stimmen leise und sehr weit entfernt, als gehörten sie Geistern, die durch den Nebel wanderten.

Es war feucht. Es roch nach Tod, nach schwerer, nasser Graberde, und der Pope wußte, daß dieser Geruch genau in eine Nacht wie dieser hineinpaßte.

Im Ort machten sich seine jungen Helfer bereit. Sie würden bald hier erscheinen. Er hatte ihnen auch gesagt, wo sie ihn finden konnten. Der Mann bewegte sich mit schlurfenden Schritten auf die kleine Hütte zu. Er ging gebeugt, behielt aber die Tür mit dem Eisengitter immer im Auge. Denn dahinter befand sich der Gefangene.

Da hörte er das Heulen!

***

Es klang unheimlich, schaurig und bösartig zugleich. Für einen Moment raubte es ihm sogar den Atem. Dragan Samescu faltete seine Hände, als wollte er ein Stoßgebet zum Himmel schicken, denn dieses Heulen hatte sich so schrecklich angehört, als wäre es vom Teufel persönlich ausgestoßen worden.

Und so etwas wie ein Teufel steckte auch in diesem kleinen Haus. Ein widerliches Etwas, ein Sinnbild des Bösen, eine Zucht aus der tiefen Vergangenheit.

Der Pope ballte die Hände zu Fäusten. Er schwor sich, nicht aufzugeben, auch wenn der andere noch so stark heulte. Vor allen

Dingen nicht in dieser Nacht, die von ihm selbst ausgewählt worden war.

Er brauchte sich nicht davor zu fürchten, wenn er auf die Hütte zuging. Trotzdem klopfte das Herz übermäßig stark in seiner Brust. Er fühlte sich wie jemand, der unter Anstrengungen litt. Mittlerweile mußte er dem Alter schon Tribut zollen, aber diese eine Sache hier wollte er noch durchziehen.

Dragan Samescu ging etwas langsamer. Dabei konzentrierte sich sein Augenmerk auf die Gittertür, vor der Dunstschwaden entlangkrochen wie Vorhänge, die vieles verdecken wollten.

Die Erde war naß und weich. In ihr steckten Hände, die nach den ausgetretenen Schuhen des Popen griffen. Er watete durch den Schlamm und hatte immer Mühe, seine Füße aus dem weichen Boden zu ziehen. Es war zwar Nacht, aber es hatte sich kaum abgekühlt. Der Regen war einfach zu warm gewesen.

Nur mühsam konnte der alte Mann atmen. Er hatte mit der extrem feuchten Luft Schwierigkeiten, aber es war nichts in der Nähe, wo er sich hätte abstützen können.

Erst das Gitter an der Tür bot ihm den nötigen Halt. Seine Hände umklammerten die Stäbe. Auch hinter dem Gitter war es dunkel. Trotzdem sah er die große Holzkiste. Sie hielt manchem Druck von innen und auch außen stand. Zudem sicherten schwere Eisenschlösser den Deckel.

Er konnte sich körperlich erholen. Nicht aber innerlich. Der alte Mann starrte durch die Gitterstäbe auf den Deckel der Kiste. Er wußte, was sich in dem Behältnis befand. Derjenige, der darin lag, schien zu wissen, daß sich ein Mensch seinem Gefängnis genähert hatte, denn er gab Laute von sich.

Der Pope zuckte zusammen, als er plötzlich das Knurren und Jaulen hörte. Beide Laute mischten sich zu einem neuen, unheimlichen Ton, der bei dem alten Mann einen Schauer hinterließ.

Er stöhnte. Seine Hände umklammerten die Stäbe noch härter. Die alten Lippen zitterten, als sie sich bewegten. »Du bist gefangen, Unhold. Du wirst gefangen bleiben, und wir werden dich gemeinsam begraben, das schwöre ich. Du bist ein Geschöpf der Hölle, und ich hasse diese Wesen. Wir alle hassen sie, und niemand wird stärker sein als die Macht des Allmächtigen!« Er hatte gegen den Deckel der Kiste gesprochen und spie zum Abschluß auf sie.

Der Inhalt war still.

Kein Heulen mehr, kein Knurren. Ein lauerndes Abwarten, wie es dem Popen vorkam, der nun unter seinen Umhang griff und die Weihwasserkugel hervorholte. Er murmelte Gebete und schwang die Kugel hin und her.

Flecken blieben auf dem Holz zurück. In der Kiste regte sich nichts.

Keine Geräusche mehr, kein Knurren, keine Wut und kein Haß. Samescu war vorerst zufrieden. Er hoffte, daß die Bestie gespürt hatte, daß sie bekämpft wurde. Sie würde immer in dieser Kiste bleiben, denn sie würde versiegelt werden. Dafür wollte Dragon sorgen.

Er bückte sich. In seiner knienden Haltung konnte er besser gegen die Seiten der Kisten spritzen, wo sich noch Lücken zeigten. Da waren die einzelnen Teile nicht zu dicht zusammengepreßt, und er hoffte, daß einige Tropfen den Weg in die Kiste fanden.

Das Knurren klang wütender.

Er spritzte weiter und keuchte die folgenden Worte regelrecht. Seine alten Augen bekamen Glanz, als er das leicht schrill klingende Jaulen vernahm. Ein Beweis für ihn, daß er die Bestie erwischt hatte.

Es tat ihm auf seine alten Tag gut. Schon immer hatte er gegen das Böse in der Welt gekämpft, aber es war ihm nicht gelungen, es aufzuhalten. Immer wieder war es aus dem schützenden Schatten hervor in die Welt getreten, um unter den Menschen Unheil zu verbreiten. Das sollte in dieser Nacht aufhören, ein für allemal!

Natürlich wußte auch Samescu, daß er damit nur einen winzigen Erfolg errungen hatte. Dieses Land war wunderbar. Man mußte es lieben, man konnte es aber auch hassen, denn böse Geschöpfe hatten es sich als Sprungbrett ausgesucht, und dabei kamen den unheimlichen Mächten die dunklen Wälder, die einsamen Dörfer und auch die verschiedenen Kulturen, die sich hier zusammengefunden hatten, zu Hilfe.

Die Menschen hatten ihre eigenen Geschichten, Sagen und Legenden mitgebracht. Da vermischten sich die Geschichten mit denen der Einheimischen, aber das Prinzip von Gut und Böse blieb immer gleich.

Der alte Pope seufzte, als er daran dachte. Gut und Böse - er glaubte daran, aber er konnte sehen, daß das Gute immer weiter zurückgedrängt wurde. Nirgendwo war man sicher, nicht mal in der Kirche, denn es hatte sich herumgesprochen, daß zahlreiche Kirchen von plündernden Horden niedergebrannt waren.

An den Stäben zog sich Dragan hoch. Er stöhnte jetzt, er wollte die Kiste nicht mehr sehen. Zu lange hatte sie schon hier gestanden. Böses lockte Böses an, das wußte er. Aber wegen des starken Regens hatten sie kein Loch graben können. Es wäre sofort überschwemmt gewesen.

Jetzt aber ging es.

Und seine Helfer waren bereit.

Ihre Stimmen hörte er nicht, doch als er sich drehte, sah er den Schein einer Fackel. Wie ein Licht der Hoffnung geisterte es durch den Nebel, zerrann im Dunst, aber es bewegte sich trotzdem auf den Popen zu, der nun zufrieden sein konnte.

Er lächelte zum erstenmal seit langem. Mit einer Hand wischte er über seine feuchte Haut im Gesicht, trat einige Schritte von der Hütte

weg und wartete.

Zum Glück hörte man in diesem Ort noch auf ihn, den Popen. Das war nicht überall so. Er wußte von Landstrichen, wo das Wort der Kirche kein Gewicht mehr hatte. Da war dann alles anders geworden. Da hatten die Menschen dem Falschen geglaubt. Sie liebten ihn, sie hingen an ihm fest, sie verehrten ihn, und sie ahnten nicht, daß es der Weg in die Verdammnis war.

Wie sich bewegende Gespenster erschienen die Schatten der Helfer im Dunst. Einer trug die Fackel.

Das Licht reichte für die vier jungen Männer aus, die vor dem Popen stehenblieben und sich verneigten, als sie ihn grüßten.

Er lächelte sie an. »Ich danke euch, daß ihr meinem Wunsch gefolgt seid.« Dann deutete er auf die Kiste. »So kann der böse Fluch endlich begraben werden.«

»Hast du ihn gehört?« fragte der Fackelträger.

»Ja, das habe ich. Ich hörte ihn. Er ist noch da!« Samescu senkte seine Stimme. »Und er ist böser und grausamer denn je. Er wartete darauf, aus seinem Gefängnis zu flüchten, aber er schaffte es nicht, versteht ihr? Wir haben ihn gefangen. Wir sind besser als das Böse.« Er hob die Weihwasserkugel an. »Hier, damit habe ich ihn bespritzt. Ich habe ihn schreien hören. Schreien und jaulen.«

»Ist er denn tot?«

»Nein, noch nicht.«

»Können wir ihn töten?« wollte derselbe Mann wissen.

Der Pope war ehrlich und hob die Schultern. »Ich weiß es nicht genau, ich weiß es wirklich nicht. Wir können ihn schwächen…«

»Und dann töten?«

»Nein!« widersprach Dragan, »auf keinen Fall. Es wäre alles zu riskant. Wir müssen ihn begraben, dabei bleibt es. Er muß in der Tiefe der Erde seine Existenz aushauchen, nur dann haben wir gewonnen. Und ich hoffe, daß er es nicht schafft, sich wieder zu befreien.« Er schaut seine Helfer an, weil er von ihnen Zustimmung erwartete, aber die jungen Männer zögerten.

»Was habt ihr? Ihr seht aus, als wärt ihr unglücklich.«

»Besorgt sind wir«, wurde ihm erklärt.

»Warum?«

»Schlechte Nachrichten.«

Der alte Pope war erstaunt. »Nachrichten? Ich habe nichts gehört. Was ist denn geschehen?«

»Es gibt wieder die Banden in der Nähe. Die marodierenden Landsknechte und Soldaten, die der Vlad nicht mehr bezahlen kann. Viele von ihnen nehmen sich, was sie brauchen. Sie sind so schlimm wie ihr Herrscher. Sie töten die Männer, sie vergewaltigen die Frauen, sie rauben die Kinder und werfen sie den Wölfen zum Fraß vor. Sie

brennen die Dörfer nieder. Viele haben die Fackeln des Todes schon in den einsamen Tälern gesehen, auch nicht weit von hier. Man weiß nie, wohin sie ziehen, sie teilen sich auf. Die Horde ist unberechenbar. Wir haben schon daran gedacht, den Ort zu verlassen.«

»Ihr wollt weg?« flüsterte der Pope erstaunt.

»Ja.«

Die anderen drei schauten sich verlegen an. Sie sagten nichts und überließen dem Fackelträger auch weiterhin das Wort. Er versuchte es mit einer Erklärung und sagte, daß sie jung waren und noch Jahre am Leben bleiben wollten. Auch andere wollten mit - ältere, Frauen und Kinder eingeschlossen.

»Ich werde nicht gehen«, sagte der Pope. »Ich bin alt. Ich werde meine Heimat und meine Kirche nicht verlassen. Vielleicht hätte ich auch so gedacht, wäre ich jünger gewesen, aber das ist jetzt alles vorbei, versteht ihr?«

»Ja. Wir wollten es dir nur sagen.«

»Und werdet ihr mir auch helfen?«

»Das ist versprochen.«

»Gut, dann werden wir das Gitter öffnen.« Samescu trat zurück, damit seine jüngeren Helfer freie Bahn hatten. Sie lösten den Riegel und zerrten die Tür auf.

Ein anderer zog den Karren herbei, auf dem die Kiste mit der Bestie ihren Platz finden sollte. Zu dritt schoben die Männer den Gegenstand aus der Hütte.

Auch der Fackelträger half mit. Er hatte seine Fackel in eine Halterung gesteckt.

Die Männer keuchten, als sie sich mit der Kiste abmühten. Sie merkten auch, daß sich darin etwas bewegte. Die Bestie war unruhig geworden. Sie kratzte mit den Pfoten, und sie schlug hin und wieder mit dem Schwanz gegen die Seiten.

Zum Glück war der Boden durch den Regen schlammig und glatt geworden. So konnten die Männer die Kiste zum Wagen schieben und sie anschließend auf die Ladefläche hieven.

Dort blieb sie stehen, vom Schein der Fackel umtanzt, und der alte Pope war zufrieden. Ein letzter Traum würde sich für ihn erfüllen, denn er glaubte nicht, daß jetzt noch etwas passieren konnte.

Ihr Ziel war der Friedhof. Der Teil mit der unheiligen und nicht geweihten Erde. Es war der allerbeste Platz, um jemanden zu verscharren, der nicht in die Welt der Menschen hineingehörte, weil er nur Unglück und Grauen brachte.

Die vier Helfer hatten weder ein Pferd noch einen Esel mitgebracht. Sie würden den Karren selbst ziehen. Auch wenn der Boden schlammig und zäh war, zu viert konnten sie es schaffen, zudem war der Weg nicht sehr weit. Zwei schoben, zwei zogen. Es war etwas

mühsam, in dem tiefen Schlamm den alten Karren in Bewegung zu setzen. Aber die vier jungen Leute waren stark. Sie keuchten zwar, aber die Räder bewegten sich.

Der Pope ging neben dem Wagen her. Er hielt den Kopf gesenkt wie jemand, der in Gebete versunken ist. So war es bei ihm auch. Er flüsterte die Worte der alten Gebete vor sich hin, während er in seinem Körper ein Ziehen spürte, was kein gutes Zeichen war. Er kannte sich und seine Reaktionen.

Irgendwann war es vorbei. Die Zeit drängte, sie kam näher und immer näher. Es war das Ende, aber er wollte zuerst erleben, wie die Bestie in der Erde versenkt wurde.

Sie schoben den Wagen mit der Kiste durch den kleinen Ort. Windschiefe Häuser standen zu beiden Seiten einer schlammigen Straße. Sie lagen zumeist im Dunkel der Nacht verborgen. Nur hin und wieder leuchtete ein einsames Talglicht wie ein trübes Glutauge durch die offenen Fenster.

Die Bewohner wußten Bescheid, was die vier mutigen jungen Männer und der Pope vorhatten. Es zeigte sich niemand im Freien. Sie hielten sich versteckt, beobachteten heimlich, und nicht wenige schlugen Kreuzzeichen, wenn die böse Fracht ihr Haus passierte.

Auch die Straße hatte sich in ein zähes Schlammfeld verwandelt. Das dunkle Zeug griff zu, als wollte es die Räder blockieren, und manchmal geriet der Karren bei Unebenheiten im Boden heftig ins Schwanken.

Dann rutschte auch die Kiste hin und her. Sie schlug gegen die Gitter an den Seiten, aber sie durchbrach diese nicht.

Sie kämpften sich weiter.

Der Dunst blieb. Er hüllte sie in seine grauen Gewänder ein. Er trieb auch an den Fronten der Häuser entlang und ließ sie so aussehen, als wollte er sie auflösen.

Irgendwo in der Ferne ertönte ein klagender Laut.

Uuuuuhhh…

Der Totenvogel schrie!

Die vier Helfer hielten für einen Moment inne, als sie den Laut hörten. Sie alle waren abergläubisch.

Sie wußten, was der Schrei zu bedeuten hatte. Einer sprach es aus. »Der Sensenmann ist unterwegs. Der Tod wird uns erreichen…«

Die anderen nickten.

Nur der alte Pope blieb gelassen. »Fahrt weiter. Es war nur ein Kauz aus den Wäldern.«

»Aber man nennt ihn Totenvogel«, sagte der Fackelträger. Er war um die Zwanzig und trug einen Vollbart.

»Das weiß ich. Es mag auch hin und wieder seine Berechtigung haben, aber wie oft habt ihr ihn gehört, ohne daß etwas passiert ist?

Wie oft? Sagt es mir!«

»Ist schon gut«, wurde Dragan Samescu geantwortet. Dann machten sich die Männer wieder an ihre Arbeit.

Mühsam bewegten sie den Wagen weiter. Es wäre besser gewesen, hätte sich der Friedhof nahe der kleinen Kirche befunden. So aber mußten sie das gesamte Dorf durchqueren und an seinem Ende nach rechts hin abweichen, um ihn zu erreichen.

Er lag dort, wo kein Haus stand.

Aber es gab die hohen Bäume, die ihn beschützten. Kiefern und Buchen wuchsen hier zusammen und bildeten an der Rückseite des Friedhofs einen offenen Ring.

Es gab Zeiten, da leuchteten auf den alten Gräbern kleine Lampen. In dieser Nacht allerdings lag das Areal eingepackt in die tiefste aller Dunkelheiten.

Die Räder des Wagens rollten durch unterschiedlich hohe Pfützen. Der Boden hier war kaum planiert worden, deshalb mußten sich die Männer anstrengen, um das Fahrzeug durch diese Hindernisse zu schieben. Aber sie schafften es, und sie erreichten auch den Friedhof, den der Regen ebenfalls nicht verschont hatte.

Der Boden war stark aufgeweicht. Manche der Gräber sahen aus, als hätten sie weggeschwemmt werden sollen. Der Regen hatte ihre Oberfläche regelrecht aufgeweicht, und die Männer konnten vor Glück sagen, daß ihr geschaufeltes Grab mit einer Plane und Holzlatten abgedeckt worden war.

Grabsteine wirkten wie alte und müde Gespenster. Der Nebel zog seine Kreise über den Friedhof hinweg, und selbst der Pope zuckte zusammen, als er wieder den klagenden Schrei des Käuzchens hörte. Der Vogel mußte über ihnen in einem der Bäume sitzen, und sie schauten unwillkürlich hoch, aber dort tat sich nichts.

»Weiter!« drängte der Pope. »Wir haben es gleich geschafft.« Er selbst fühlte sich jetzt besser und übernahm die Führung. Unter seiner Soutane spürte er die Umrisse des alten und geweihten Kreuzes. Es war für ihn ungemein wichtig, und er hatte es schon die letzten Tage über bei sich getragen.

Den normale Teil des Friedhofs ließ er liegen. Er näherte sich dem, der ganz am Rand lag. Von vielen Menschen wurde er gemieden. Manche behaupteten, daß der Teufel persönlich seinen Atem über diesen Flecken Erde hatte wehen lassen.

Es war dem Mann zu dunkel. Er ging zu den anderen zurück, um die Fackel zu holen.

Ihr Licht streifte in einem hellen und dunklen Muster über die vom Regen nasse und auch glänzende Erde. Es verfing sich in Pfützen, sein Widerschein ließ Reflexe entstehen, die den Popen hin und wieder blendeten.

Neben dem schon geschaufelten Grab blieb er stehen. Er hoffte, daß nicht zu viel Wasser hineingelaufen war, denn perfekt war die Abdeckung nicht. Dragan Samescu hörte hinter sich das Keuchen.

Er wartete auf seine Helfer, die den Wagen mühevoll heranschoben und zogen. Der Pope leuchtete ihnen, wobei der zur Seite getreten war.

Diese Ecke des Friedhofs war einfach nur düster. Regelrecht schwarz kam sie den Männern vor. Als wäre es keine normale Dunkelheit, sondern einzig und allein die Seelen der Verbrecher, die sich von den Körpern gelöst hatten, um über dem Boden ihren bizarren Tanz aufzuführen, wo sie sich mit dem Nebel vereinigten.

Die Helfer keuchten. Das Ziehen und Schieben der Karre hatte sie angestrengt. Ihre Gesichter glänzen im Fackelschein rötlich, als hätte man sie mit einer Ölfarbe bestrichen.

»Ihr könnt anfangen«, sagte der Pope.

Mehr brauchte er nicht zu tun. Es war zwischen ihm und den Helfern schon zuvor alles gesagt worden. Zwei räumten die Planen zur Seite, die anderen beiden kümmerten sich um die auf der Graböffnung liegenden Bretter, die sie ebenfalls wegräumten. Sie waren naß und schwer geworden, und auf der Plane hatte sich in einer Mulde Wasser gesammelt, das jetzt links neben dem Grab versickerte.

»Moment noch«, sagte Samescu, als er sah, daß seine Helfer nach der Kiste greifen wollten. Er trat dicht an den Grabrand heran und senkte die Fackel.

Das Licht glitt in die Tiefe. Direkt entlang an den feuchten Rändern, und es bekam einen Widerschein, als es sich auf dem Wasser verfing, das den Boden bedeckte.

Rechts neben der Öffnung türmte sich der Erdhügel. Er war vom Regen teilweise abgetragen worden. Der Pope wußte, daß seine Freunde das Grab noch in der Nacht zuschaufeln würden, und er drehte sich zu ihnen um.

Er trug noch immer die Fackel, deren Flamme die Bewegung mitmachte und einen heißen Gruß an den Gesichtern der jungen Leute entlangstreifen ließ.

»Jetzt werft ihn hinein.«

Die Männer nickten. Ihre Gesichter waren starr. Sie waren sich der Aufgabe durchaus bewußt, und sie vertrauten auch auf die Macht des Popen. Er hatte sie noch nie enttäuscht, und er würde es auch heute nicht tun.

Gemeinsam wollten sie die Kiste von der Ladefläche anheben. Zu zweit standen sie sich dabei gegenüber und griffen über das nicht allzu hohe Gitter an der Seite hinweg.

Ihre Hände lagen auf dem feuchten Holz, bis sie gemeinsam zurückzuckten, als hätten sie einen Befehl bekommen. Es war kein

Befehl, es lag einzig und allein an der Reaktion aus dem Innern der Kiste. Die Bestie schien die Berührung bemerkt zu haben. Sie meldete sich mit einem wütenden Knurren und hieb von innen her gegen den Deckel, der sich sogar spannte, aber hielt.

»Er weiß Bescheid!« keuchte einer der Helfer. »Er weiß genau Bescheid…«

»Ruhe!« befahl der Pope. Mit einer Handbewegung verschaffte er sich Platz. Dicht neben dem Karren blieb er stehen. »Und wenn er Bescheid weiß, er wird seinem Schicksal nicht entgehen.« Unter der Soutane hatte Samescu wieder seine Weihwasserkugel hervorgeholt. Sie war noch fast voll. Und wieder spritzte er das Wasser gegen die Kiste, wobei er zusah, wie einige Tropfen durch die Ritzen an der Seite ins Innere gelangten.

Sie trafen die Bestie. Das Heulen hörte sich wütend und schmerzerfüllt zugleich an.

Der Pope nickte und lächelte zugleich, bevor er zu seinen Helfern hingewandt sagte: »Er ist nicht allmächtig. Er ist nur grausam und böse. Aber er empfindet Schmerzen, und das ist auch gut so. Starke Schmerzen, grausame Schmerzen. Sie sollen ihn zerfressen, und ich hoffe, daß sie auch seine Seele zerstören werden.«

»Können wir ihn in das Grab werfen?«

»Ja, tut es. Auch wenn er schreit, auch wenn er heult, kümmert euch nicht um ihn. Wir haben ihn gefangen, bevor das Unheil noch größer werden konnte.«

Die jungen Männer waren zufrieden. Sie packten die Kiste jetzt richtig an und schoben sie nach vorn. Zu viert hoben sie das Stück vom Wagen und schleppten es bis an den Rand des Grabs heran.

Dort hielten sie zitternd inne.

»Laßt sie fallen!«

Darauf hatten die Träger nur gewartet. Beinahe senkrecht fiel die Kiste in das Loch hinein. Sie landete mit der Unterseite auf dem Wasser, das in die Höhe spritzte. Versank darin bis zur Hälfte und blieb auf dem weichen Grund stehen, vom Wasser umspült, das rasch durch die Lücken drang und die Bestie näßte.

»Geht zurück!« befahl der Pope und bedankte sich zugleich bei seinen Helfern. »Wenn ihr wollt, könnt ihr wieder in eure Häuser zurück. Das ist mir gleich.«

Keiner ging, sie alle wollten bleiben. Einer von ihnen sprach davon, daß sie das Grab noch zuschaufeln wollten.

»Dann bleibt und schaut zu, wie ich es versiegeln werde. Ich habe lange auf diesen Augenblick gewartet. Jetzt endlich ist die Stunde des Sieges gekommen. Das Gute hat das Böse besiegt, wie am Anfang der Zeiten. Wir haben gewonnen.«

Selten hatte sich Dragan Samescu so gut gefühlt wie in diesen

Augenblicken. Er hatte sein Alter vergessen. Er fühlte sich als hehrer Kämpfer des Guten, als er mit zitternder Hand unter seine Soutane griff und das Kreuz anfaßte.

Er schloß die Finger seiner rechten Hand fest um das geweihte Holz. Seine Nasenflügel blähten sich, als er Luft holte. Dann zog er das Kreuz ins Freie.

Vier Augenpaare schauten ihm gespannt zu, als sich der Pope am Grabrand stehend nach vorn beugte und die Oberfläche der Kiste genau fixierte. Er wollte jetzt nicht noch etwas falsch machen. Das Kreuz mußte treffen. Von der Seite her wurde ihm geleuchtet. Das Licht drang wie ein unruhiger Schatten aus dunklen und roten Geistern in die Grube hinein und tanzte über den noch leeren Deckel.

Nicht mehr lange.

Dragan Samescu ließ das Kreuz fallen.

Es bestand aus massivem Holz und war dementsprechend schwer.

Mit einem satten Laut landete es auf dem Deckel der Kiste und blieb in einer leichten Schräglage liegen.

Geschafft!

Der Pope wollte die Hände falten. Dazu kam es nicht mehr, denn aus der Kiste hörten die Männer schreckliche und furchtbare Laute, als würde in ihr eine Kreatur zu Tode gequält.

Es war die Bestie, die litt und so beinahe schon menschlich jammerte.

Der alte Mann aber lächelte, während seine jungen Helfer graue Gesichter bekommen hatten und aus der Nähe des Grabens zurückgetreten waren.

Dragan kümmerte sich nicht um das für ihn höllische Gejammer. Das hier war sein Zeit, das war seine Stunde, denn er hatte lange darauf warten müssen.

Die jammervollen Schreie blieben auch nicht gleich. Sie wurden leiser, sie sackten weg. Die Bestie konnte die Nähe des geweihten Kreuzes nicht vertragen, und der Pope hoffte, daß ihm dabei ein langsamer Tod beschieden war.

Er hielt die Kugel mit dem Weihwasser in der Hand. Immer wieder besprenkelte er die Kiste, in der die Bestie ihre letzte Ruhestätte gefunden hatte. Dabei sprach er die alten Beschwörungsformeln, um das Unheil zu bannen. Er flüsterte die Worte in die Tiefe, und er holte dabei kaum Atem.

Die Bestie lebte noch. Sie schrie nicht mehr so laut. Sie kratzte aber, sie jammerte, und sie versuchte verzweifelt, das Holz mit ihren Krallen aufzureißen.

Dragan Samescu schüttelte den Kopf. »Es wird dir nichts bringen, Unhold. Gar nichts. Meine Macht und die Macht des Allmächtigen sind stärker, das schwöre ich dir!« Noch eine letzte Formel drang über seine Lippen, dann hatte er seine Pflicht getan.

Wieder müder geworden, drehte er sich zu seinen Helfern um. Über sein Gesicht glitt ein müdes Lächeln. »Ich bin erschöpft«, gab er zu, »und ich möchte euch deshalb fragen, ob ich euch beim Zuschaufeln des Grabs allein lassen kann.«

Die jungen Leute nickten.

»Das ist gut«, flüsterte der alte Mann. Bevor er ging, bedankte er sich bei jedem persönlich. Er umarmte seine Helfer der Reihe nach und wünschte ihnen ein langes Leben.

»Warum sagst du das?« wurde er gefragt. »Es klingt so, als hättest du mit deinem Leben abgeschlossen.«

Der Pope lachte freudlos. »Ja, irgendwo habe ich das auch. Ich habe mit meinem Leben hier auf Erden abgeschlossen. Es ist vorbei, meine Freunde. Ich bin alt, müde und verbraucht. Deshalb werde ich - muß ich jetzt gehen.«

»Und morgen früh?« fragte jemand.

Dragan hatte sich schon drei Schritte entfernt. Jetzt drehte er sich noch einmal um. »Morgen früh ist ein anderer Tag«, erwiderte er nur. Er winkte und ging davon.

Acht Augen schauten ihm nach. Die jungen Männer fürchteten sich zwar nicht, trotzdem hatte ihre Haut einen grieseligen Schauer bekommen, was nicht nur an der unheimlichen Atmosphäre lag, sondern auch am Inhalt des Grabs.

Sie wußten, daß Ihnen die Bestie nicht mehr gefährlich werden konnte, aber so recht trauten sie dem Frieden nicht. Sie wollten auch nicht länger als möglich auf dem Friedhof bleiben und nickten sich zu, denn der Pope war längst vom Dunst und der Dunkelheit verschluckt worden.

»Fangen wir an!«

Sie wollten das Grab zuschaufeln. Die Werkzeuge hatten sie mitgenommen und auf der Ladefläche des Karrens gelegt.

Jeder nahm eine Schaufel.

Der ehemalige Fackelträger rammte den Stiel mit der Flamme in den weichen Boden nahe des Grabs, damit sie nicht im Dunkeln zu arbeiten brauchten.

Der Mann griff nach seiner Schaufel. Er kam damit hoch - und hörte das Surren.

Nur für einen Moment. Reagieren konnte er nicht mehr, denn es war bereits zu spät. Er spürte noch den Einschlag am Hals, dann hatte der Pfeil sein Ziel durchbohrt. Eine Fontäne aus Blut spritzte aus der Wunde, als der Getroffene nach hinten fiel und tot auf dem Rücken liegenblieb…

***

Es war alles so schnell, so schrecklich schnell gegangen. Keiner seiner

Freunde hatte ihm helfen können. Auch jetzt, als sie ihren Helfer tot am Boden liegen sahen, waren sie nicht in der Lage, etwas zu tun, denn mit dieser Überraschung hätten sie nicht gerechnet. Zwar hatte es die nötigen Warnungen vor den marodierenden und plündernden Soldatenhorden gegeben, daß die Leute aber schon so nahe herangekommen waren, damit hatten sie nicht gerechnet, und vielleicht waren sie auch deshalb nicht in der Lage gewesen, rasch zu reagieren.

Ein zweiter Pfeil huschte aus der Dunkelheit, zielsicher geschossen, heran.

Plötzlich knickte wieder jemand zusammen. Er röchelte, er schwankte, und er preßte die Hände dorthin, wo er getroffen worden war. Der Pfeil steckte tief in seinem Magen.

Blut quoll aus der Wunde. Der Mann taumelte weg. Er wollte schreien, aber nur ein Röcheln kam über seine Lippen. Zwei waren noch übrig, sie wollten verschwinden, sie hatten den Schock jetzt überwunden, und sie taten auch das einzig Richtige, indem sie sich zu Boden warfen. So huschten zwei weitere Pfeile über sie hinweg.

Eine Chance zur Flucht bekamen sie trotzdem nicht.

Vom Boden aus mußten sie mit ansehen, wie sich die Dunkelheit plötzlich öffnete. Sie entließ das Grauen, aber nicht in Gestalt irgendwelcher Gespenster, sondern es kamen die Söldner oder Soldaten. So groß war der Unterschied nicht.

Sie hatten sich heimlich angeschlichen. Sie mußten schon eine Weile in der Deckung gelauert und zugeschaut haben. Sicherlich war ihnen die Beerdigung nicht entgangen, und sie hatten den richtigen Zeitpunkt abgewartet.

Zwei junge Männer lebten noch. Sie wollten auch am Leben bleiben, trotz der Horde, die auf sie zukam.

Sie schnellten hoch, aber sie handelten nicht rasch genug. Hinzu kam der schlammige und zähe Boden, der beim Laufen behinderte.

Diesmal schossen die anderen nicht. Sie schlugen zu wie Steinzeitmenschen mit ihren Keulen. Nur waren ihre Waffen andere. Mit Nägeln gespickte Kugeln, die auf dicken Holzgriffen saßen und einen Menschen bereits mit dem ersten Schlag töten konnten.

Plötzlich blutete der zweitletzte Helfer im Gesicht. Ein Glatzkopf mit Vollbart hatte ihn erwischt.

Der junge Mann hörte noch das rauhe Lachen des Mörders und bekam den zweiten Hieb mit, der ihn endgültig zu Boden streckte und ihn auch tötete, denn diesmal war ihm der Hals aufgerissen worden.

Einer lebte noch.

Aber er war gefangen.

Vier Soldaten hielten ihn fest. Er bewegte sich in den Griffen der Männer. Aus einer Wunde am Arm sickerte Blut, doch er wollte es

nicht wahrhaben, hier auf dem alten Friedhof sein Ende zu finden.

Einer der Soldaten holte mit einer kurzen Lanze aus. Er wußte genau, wohin er zielen und treffen mußte.

»Neiiinnn - ich…«

Der Schrei des jungen Mannes erstarb in einem schrecklichen Geräusch, als die Lanze tief in den Körper eindrang.

Damit war auch der vierte Helfer getötet worden.

Die Soldaten waren die Sieger. Sie lachten leise und scharrten sich um ihren Anführer.

Es war der Glatzkopf mit dem kompakten Körper, bei dem der Bauch besonders hervorstach. Er schaute in die Gesichter seiner Leute und mußte sich dabei sogar auf die Zehenspitzen stellen, um jeden einzelnen anblicken zu können.

Acht Helfer hatte er. Rücksichtslose Vasallen, denen es nichts ausmachte, Menschen zu töten. Sie wollten nur Beute und nahmen alles mit, was sie bekommen konnten.

Der Anführer grinste. Er wischte über die feuchten Lippen und über sein Gesicht, in dem dichte Augenbrauen wie Kohlebalken die untere Stirn begrenzten. Den Oberkörper schützte er mit einem Wams aus dickem Leder. An seinem Gurt hingen mehrere Waffen, allerdings trug er keine Lanze, wie vier andere aus der Gruppe.

Er schaute in die Gesichter mit den gierigen Augen, in denen die Sucht nach Beute stand. Sein Grinsen fiel mehr als bösartig aus, als er sagte: »Wir alle haben gesehen, daß sie hier etwas vergraben haben. Wir können es sogar sehen. Das Grab ist offen, und ich gehe davon aus, daß sie einiges vor uns in Sicherheit bringen. Wir sind immer schneller als sie.« Er deutete auf das Grab. »Was kann in der Kiste sein?«

»Gold!«

»Vielleicht. Deshalb sollten wir sie holen.«

Bevor seine Leute in Jubelschreie ausbrachen legte er einen Finger auf die Lippen. »Aber leise, Männer, sehr leise. Wir waren bisher wie die Schatten und wollen es auch so bleiben. Habt ihr verstanden?«

Sie stimmten zu!

»Dann holt die Kiste!«

Es würde nicht einfach werden, sie aus dem engen Grab zu hieven. Zudem stand sie noch über die Hälfte im Wasser, und so würden die Soldaten regelrecht tauchen müssen.

Einer ließ sich in das Grab hinab. Die Lücke zwischen Kiste und Grabwand war nicht groß genug, um Platz für einen Menschen zu schaffen, deshalb sprang der Soldat auf den Deckel der Kiste und blieb dort für eine Weile stehen.

Das paßte dem Anführer nicht. »Was hast du?«

Der Mann hob den Arm. »Seid mal ruhig.«

»Warum?«
»Seid ruhig!«
Sie schwiegen und ließen ihren Kumpan in Ruhe, der seinen Blick gesenkt hatte und zwischen seine Füße schaute. »Da ist etwas in der Kiste«, meldete er. »Es bewegt sich sogar.«
»Was?«
»Ja, es bewegt sich.«
»Ein Mensch?« keuchte der Glatzkopf.
»Weiß ich nicht.«
»Kannst du was hören?«
Der Soldat hob die Schultern, bevor er seine Haltung veränderte. Er sackte in die Knie und hockte sich schließlich auf den Deckel der Kiste nieder.
So war er näher mit seinen Ohren am Inhalt. Er wartete wieder, während die anderen gespannt vom Rand des Grabes her in die Tiefe schauten. Sie ließen ihm Zeit, und der Soldat wurde mutiger, denn er klopfte mehrmals gegen den Deckel.
Die Laute erreichten auch die Ohren der Wartenden, doch es passierte nichts.
Dem Anführer dauerte alles zu lange. Er wollte noch ins Dorf und weitere Beute machen. »Was ist denn?«
»Nichts mehr. Es bewegt sich nichts. Ich höre auch nichts, aber da ist etwas drin.«
»Das wissen wir auch. Wir werden die Kiste im Grab lassen und sie dort unten öffnen.«
Der Soldat drückte sich wieder hoch. »Es soll noch einer kommen, dann geht es schneller.«
Ein zweiter kletterte in die Grube, nachdem ihn der Glatzkopf in den Rücken gestoßen hatte.
Die Kiste war breit genug, daß sich die beiden Soldaten an den seitlichen Rändern aufbauen konnten. Sie nahmen ihre kurzen Lanzen als Werkzeuge zu Hilfe und suchten nach Lücken, in die sie die Spitzen rammen konnten, um die Bretter aufzubrechen.
Es klappte noch nicht. Um das Kreuz hatte sich der erste nicht gekümmert. Beim Aufprall hatte er es zur Seite geschoben, so daß es jetzt im Wasser lag.
Der Nebel drängte sich über die Graböffnung hinweg und verlieh der Szene ein unheimliches Flair.
Die dumpfen Schläge der Lanzenspitzen drangen nur gedämpft in die Höhe. Beide Soldaten schlugen mit ihren stählernen Waffen gegen das Holz. Sie wollten es jetzt einfach aufreißen, zerstückeln.
Das Holz brach. Zwischen den Männern riß das Holz, und es entstand ein erstes Loch. In das hinein kanteten die Soldaten die Spitzen ihrer kurzen Lanzen und nutzten die Waffen als Hebel.

So brachen sie die Kiste auf.
Alle anderen schauten gespannt zu.
Sie hörten die knirschenden Geräusche, mit denen das Holz zersplitterte, und sie entdeckten auch, daß die Löcher größer wurden.
Der Anführer hatte sich hingekniet und beinahe schon auf den Bauch gelegt. So starrte er über die Grabkante hinweg nach unten. Er wollte wissen, was da unten ablief und was sich in der verdammten Kiste befand. Vor seinem geistigen Auge sah er schon das Gold und das Geschmeide funkeln.
Sicherlich hatte es der Pope aus der Kirche geschafft, um es in Sicherheit zu bringen. Aber sie waren schlauer gewesen. Ihnen würde die Beute gehören.
Zwar war eine Lücke im Deckel entstanden, und der Glatzkopf hätte schon einen Teil des Inhalts sehen müssen, aber da gab es nichts, was funkelte oder blitzte, obwohl er schon etwas erkennen konnte, denn es kam ihm vor, als würde sich innerhalb der Kiste etwas Dunkles von einer Seite zur anderen bewegen.
Der Glatzkopf war irritiert. Konnte dort etwas Lebendiges eingesperrt worden sein, das nur langsam sterben sollte? Lebendig begraben. Ein Mensch, ein Tier?
Er ärgerte sich über die dumpfen Geräusche aus dem Grab. Sie störten seine Gedanken. Die waren nicht eben freundlich. Er hatte sich immer etwas darauf eingebildet, eine Gefahr riechen zu können, und hier wies zwar nichts darauf hin, aber irgend etwas gefiel ihm nicht. Sein Instinkt schickte ihm ein Alarmsignal.
Es war wohl besser, wenn sie die Kiste in Ruhe ließen und sich zurückzogen. Außerdem erinnerte er sich daran, daß auf dem Deckel ein Kreuz gelegen hatte.
Auch der Glatzkopf gehörte zu den abergläubischen Menschen. So etwas tat man nicht ohne Grund.
Da unten mußte jemand liegen, der verdammt böse war.
Ein Rückzug war besser.
Er wollte es seinen Leuten sagen, die überhaupt nichts ahnten und das Loch schon ziemlich erweitert hatten, nur blieb ihm das erste Wort bereits im Hals stecken, als er aus dem Grab das drohende und wild klingende Knurren hörte.
Verbunden mit einem unheimlichen Heulen oder wütendem Schreien. So genau war es nicht wahrzunehmen, aber der Anführer wußte auch, daß dieses Heulen nichts Menschliches an sich hatte.
In der Kiste hockte kein Mensch, da befand sich ein…
Seine Gedanken stockten, als er plötzlich die hellen, gelben Punkte sah, die dicht unter dem Loch zwei Kreise bildeten.
Augen der Bestie!
Diese Bestie jagte plötzlich aus dem Loch hervor und ließ sich auch

nicht von den beiden auf dem Deckel stehenden Soldaten daran hindern. Die Männer kippten zu verschiedenen Seiten hin weg, prallten mit ihren Rücken gegen die Grabwand, wo sie allerdings kaum Halt fanden und zuschauen konnten, wie sich etwas Langes, Pelziges aus dem Loch der Kiste drückte und dabei noch die restlichen Holzplatten zur Seite schleuderte, um mehr Platz zu haben.

Der Glatzkopf starrte noch immer nach unten, wo dieser lange Schatten in die Höhe stieg und mit seinen Pfoten über die Grabwand kratzte, als suchte er dort Halt. Beim ersten Versuch rutschte er wieder ab, doch durch den Druck seiner Hinterbeine stemmte er sich beim zweiten Anlauf so weit in die Höhe, daß die schlagenden Vorderpfoten den Grabrand erreichten und sich dort abstoßen konnten.

Der Glatzkopf spürte einen heißen Atemstoß, der an seinem Gesicht entlangfuhr. Er warf sich zurück, und das war sein Glück denn beim nächsten Sprung hätte ein mörderisches Gebiß nach seiner Kehle geschnappt und ihn getötet.

So aber huschte das dunkle Untier an ihm und seinen Leuten vorbei, die eben fassungslos waren wie die jungen Männer kurz vor ihrem Tod. Der Schatten raste auf seinen vier Beinen über den nebligen und nachtdunklen Friedhof und wurde von der Nacht verschluckt wie von einem großen, stockfinsteren Loch.

Dann war er weg.

Zurück blieben die Soldaten, die trotz aller Brutalität doch mehr als ängstlich waren und auf keinen Fall mehr an diesem finsteren Ort des Grauens bleiben wollten.

Jammernd und zitternd kletterten die beiden Kistenbrecher aus dem Grab und schauten sich mit irren Blicken um. Einer flüsterte immer wieder: »Es war der Teufel! Es war der vierbeinige Satan, verflucht! Sie haben ihn begraben und versteckt gehalten. Sie haben es getan. Sie - sie…«

Der Glatzkopf schlug dem Mann auf den Mund. »Halt dein Maul und jammere nicht herum wie ein altes Weib!«

»Was sollen wir denn tun?«

»Verschwinden!«

Alle waren erleichtert. So gern sie das Dorf geplündert und sich noch einige Frauen mitgenommen hätten, die Bestie aber hatte die Lust darauf vergehen lassen.

Da war er schon besser, wenn sie sich zurückzogen und sich einen anderen Ort aussuchten.

Da der vierbeinige Dämon zum Dorf hin gelaufen war, wollten sie denselben Weg nicht gehen.

Sie verschwanden in einer anderen Richtung. Auf dem Friedhof ließen sie vier Tote zurück und eine in einem offenen Grab stehende aufgebrochene Kiste.

Daß sie damit Zeichen für die ferne Zukunft gesetzt hatten, ahnten diese Soldaten nicht…

***

Eigentlich hätte Dragan Samescu zufrieden sein können, aber er war es nicht, obwohl sie die Bestie gefangen und in ein tiefes Grab gesteckt hatten, das zudem noch mit einem geweihten Holzkreuz gesichert worden war, so daß der Vampirwolf nicht entwischen konnte.

Ja, ein Vampirwolf! Eine mörderische, unheimliche und unglaubliche Mischung aus Werwolf und Vampir. Der Pope wußte nicht, wie sie entstanden war, aber es gab sie einfach. Es mußte eine teuflische Laune der Natur gewesen sein, so etwas entstehen zu lassen, und er spürte, wie sein Herz immer stärker schlug, als er sich auf dem Weg zu seiner Kirche befand, wo er auch wohnte.

Nicht in der Kirche, sondern in einem kleinen Raum dahinter, der Sakristei. Ein Schrank, ein Tisch, ein Stuhl und ein Bett standen auf dem kahlen Steinboden. Mehr benötigte Dragan nicht. Und das Bett war auch nicht mehr als ein Lager. Es bestand aus zwei übereinandergelegten Strohsäcken, das war alles.

Der Pope war damit zufrieden, und er war auch froh, daß die Kerze noch nicht verloschen war, als er durch eine Seitentür seinen Raum betrat. Er drückte den Eingang wieder zu, nahm die Kerze und führte die Flamme zum Docht einer großen, weißen Kerze, die noch nicht gebrannt hatte. Sie ragt aus einem Halter hervor, der an der Wand angebracht war.

Ein Licht reichte dem Popen völlig, um sich normal zu bewegen. Er kam sich nicht glücklich vor und verglich sich eher mit einem Tier, das gefangen worden war und nun in seinem Gefängnis hockte. Verbunden mit dem Gedanken, nicht mehr freizukommen und den Tod zu erleiden.

Sehr oft hatte er über sein Ableben in der letzten Zeit nachgedacht. Nie waren ihm die Gedanken so stark gekommen wie in dieser Nacht, obwohl doch eigentlich kein Grund bestand, denn es war ihnen endlich gelungen, den Vampirwolf zu begraben.

Aber konnte er dieser Sicherheit trauen? War wirklich alles so, wie es sein mußte?

Er konnte nur hoffen und darum beten.

Schwerfällig ließ er sich auf sein Bett fallen, aber er legte sich nicht hin, sondern blieb sitzen und lauschte dem Knistern des Strohs in den Säcken.

Es waren die einzigen Geräusche, die er außer seinem Atmen hörte. Zwar war der neue Tag schon angebrochen, für ihn aber würde die Nacht trotzdem lang werden, das wußte er. Und er wußte nicht, ob sie schon vorbei war.

Sollte er sich Vorwürfe machen, daß er nicht auf dem Friedhof geblieben war und zugeschaut hatte, wie seine jungen Freunde das Grab zuschaufelten? Er hätte es tun können, auf der anderen Seite aber wollte er ihnen auch Vertrauen entgegenbringen.

Sie würden es schon richtig machen, daran glaubte er fest.

Trotzdem blieb die Angst. Sie war wie eine Kralle, deren Arme sich immer mehr ausbreiteten, um sein gesamtes Inneres zu erfassen. Man konnte sie als bösartig bezeichnen, aber auch als eine Warnung ansehen. Ließ sich ein Teil des Bösen denn so einfach aus der Welt schaffen?

Zweifel stiegen in Dragan auf. Große Zweifel sogar. Er wußte plötzlich, daß er und seine Helfer irgend etwas übersehen hatten, aber er kam nicht darauf, was es war.

Das bereitete ihm Sorgen.

Langsam drehte er sich auf seinem platz. Das Fenster, das zuvor hinter ihm gelegen hatte, lag jetzt vor ihm. Es war klein, nicht mehr als eine Luke. Das alte Glas darin war schmutzig, als hätten zahlreiche Spinnen ihre Netze darauf gewoben. Dahinter lauerte die Dunkelheit der Nacht. Sie war ein böses Etwas und glich einem Tier, das nur darauf wartete, zuschlagen zu können.

Und ein Tier hatten sie begraben.

Eine böse Bestie mit höllischen Kräften. Jemand, der die Menschen suchte, sich von ihrem Blut ernähren wollte, sie aber zudem noch tötete. Ein schlimmeres Monstrum als diesen Vampirwolf konnte es seiner Überzeugung nach nicht geben.

Natürlich kannte sich Dragan in den unheimlichen Geschichten aus, die man sich erzählte. Seine Heimat war eben das Land der Werwölfe und Vampire. Aber er hatte nie davon gehört, daß diese beiden Wesen eine böse Allianz eingegangen waren.

Mal Werwolf, mal Vampir, mal beides.

Oder hing es tatsächlich mit der uralten Abstammung dieser Wesen zusammen? Daß es schon die Wölfe gegeben hatte, bevor die Menschen auf den Plan getreten waren?

Niemand konnte etwas Genaues darüber sagen, denn es gab einfach keine Zeugen.

Das Sitzen auf den Strohballen gefiel dem alten Mann nicht. Er spürte die Steifheit in seinen Knochen, und er dachte daran daß sich die Gicht bei ihm immer weiter vorfraß. Irgendwann würde er steif und krumm sein, aber so lange lebte er nicht mehr.

Die Kerzenflamme umspielte weiterhin den Docht, als sich der Pope dazu entschlossen hatte, den kleinen Raum zu verlassen. Draußen würde es ihm kaum besser gehen, aber er würde zumindest hören können, wenn sich ihm etwas näherte.

Darauf war er gespannt. Die vier jungen Männer würden sicherlich

zu ihm kommen, um ihm von ihren Erfolgen zu berichten. So etwas tat dann besonders gut.

Mit sehr kleinen Schritten entfernte er sich von der Kirche und blieb auf dem freien Platz davor stehen.

Dragan lauschte. Aber die Nacht blieb still. Sie erbarmte sich seiner nicht. Sie behielt die Geräusche für sich. Nicht mal der Schrei des Kauzes drang an seine Ohren.

Und doch traute Dragan dieser Stille nicht. In ihr hatte sich etwas festgesetzt, das so einfach nicht zu stoppen war. Es bewegte sich durch sie hindurch, es war gefährlich, tödlich und teuflisch.

Hatten sie auch alles richtig gemacht? War die Versiegelung der Kiste durch das Kreuz nicht genug gewesen?

Ihm kamen Zweifel.

Sie nagten an ihm, als hätten sich Ratten mit ihren scharfen Zähnen dort festgebissen.

Etwas stimmte nicht.

Er konnte sich dabei ruhig auf sein Gefühl verlassen. Im Dorf selbst rührte sich nichts. Auch vom Friedhof vernahm er keine Geräusche. Hinzu kam der Dunst, der vieles schluckte, doch das alles wollte er nicht als Ausrede gelten lassen.

Die Fehler lagen höchstwahrscheinlich auf seiner Seite. Der Pope stellte fest, daß er sich zu weit aus dem Schutz der Kirche entfernt hatte, deshalb bewegte er sich wieder auf die dunklen Außenmauern des Gebäudes zu, um ihren Schatten zu erreichen.

Er lenkte seine Schritte auf die Tür zu, was er automatisch tat, denn dieser Bau war zu seiner Heimat geworden. In der kleinen Kirche selbst fühlte er sich gut und auch beschützt.

Auch in dieser Nacht?

Samescu erreichte die Tür und legte seine Hand auf die schwere Klinke. Er drückte sie noch nicht nach unten. Etwas ins seinem Innern zwang ihn dazu, noch abzuwarten, denn irgendwo vor ihm in der nebligen Finsternis lauerte etwas.

Er sah es nicht.

Er hörte es nicht.

Er spürte es nur!

Plötzlich überkam ihn ein Gefühl der schrecklichen Gewißheit. Etwas setzte sich im Kopf des alten Mannes fest. Er hatte mit seinen Helfern über den eigenen Tod gesprochen, das war schon richtig, doch in dieser Nacht waren andere gestorben.

Vier Männer.

Seine Helfer!

Der Pope erkannte dies mit brutaler Gewißheit, obwohl ihm niemand etwas gesagt hatte. Es stand für ihn einfach fest. Er war an der Stelle angelangt, wo er Botschaften empfangen konnte, und diese neue hatte

er auch aufgenommen.

Plötzlich fing er an zu zittern. Er dachte an seinen eigenen Tod, vor dem er sich nicht fürchtete.

Aber mehr vor dem Sterben selbst, denn sehr oft war es grauenhaft und menschenunwürdig.

Der Nebel, die Dunkelheit der Nacht - und die Bewegung!

Sie war da, er hatte sie genau gesehen, und sie gehörte einfach nicht in den normalen Kreislauf hinein. Es war auch keine Täuschung durch den wallenden Dunst, diese Bewegung war fließend gewesen und hatte einem über den Boden hinweghuschenden Schatten geglichen, der sich in eine bestimmte Richtung hin bewegte.

Er glitt auf die kleine Kirche zu, was Dragan Samescu nicht einmal beunruhigte, aber dieser Schatten würde, wenn er seine Richtung beibehielt, zu ihm kommen.

An der Tür.

Ihn zerreißen, ihn töten!

Und plötzlich kam es dem Popen vor, als wären ihm von irgendeiner Seite die Augen geöffnet worden. Er öffnete den Mund, sprach aber kein Wort, denn ihm war zugleich der Fehler vor Augen geführt worden.

Die Bestie war frei!

Die Kiste war nicht gut genug gesichert gewesen. Die Bestie hatte sich befreien können und irrte nun durch die Nacht. Sicherlich waren seine vier Helfer davon überrascht worden, aber das alles konnte Dragan egal sein, von nun an ging es um sein Leben.

Bisher hatte er in der Stille gestanden und nur seinem eigenen Atem gelauscht. Auf einmal vernahm er das andere Geräusch, das er so verdammt gut kannte. Er hatte es oft genug gehört, als die Bestie noch in der Hütte eingeschlossen gewesen war. Da aber hatten ihn das Holz der Kiste und das Gitter geschützt.

Nun gab es da nichts mehr!

Das Tier war da. Das dämonische Tier. Eine widerliche Mutation, die nicht so einfach zu töten war und die Zeiten überdauern konnte, falls es genug Opfer fand.

Der Mund des Mannes zitterte wie ein alter Lappen. Dragan bekreuzigte sich und hörte im selben Augenblick, als sein Hand sich noch in Bewegung befand, das Knurren.

Es war ein unheimlicher, ein drohender und auch ein gefährlicher Laut, der ihm da aus dem Nebel entgegenwehte und ihn zweimal zu vereisen schien. Von innen und von außen.

Noch hatte er den Schatten nicht wieder gesehen, das Knurren aber bewies ihm, wie nahe er schon da war.

Dann sah er ihn.

Er schob sich aus einer Nebelwolke hervor, als wären unsichtbare

Hände dabei, ihn weiter nach vorn zu drücken. Er bewegte sich auf leisen Pfoten, aber trotz des Dunstes war zu erkennen, wie kompakt und stark sein Körper war.

Eine Masse Tier, von einen dämonischen Odem am Leben erhalten, auf der Suche nach Blut und nach Opfern.

Der einsame alte Mann wagte nicht mehr, sich zu rühren. Er stand auf dem Fleck, die Angst schien ihn festgenagelt zu haben. Er war auch nicht mehr in der Lage, die Tür zu öffnen und in die kleine Kirche zu flüchten, dieser langgestreckte Wolfsschatten hielt ihn in Schach. Und die Bestie näherte sich langsam. Sie ließ sich Zeit, als wollte sie seinen Schrecken genießen.

Dragan konnte nur noch hecheln. Die Angst machte ihn fast verrückt. Sein Herz schlug wild in der Brust, er hatte nur Augen für dieses dämonische Killergeschöpf, das sich zwar weiterhin nach vorn bewegte, bei dem allerdings etwas geschah, daß der Pope zuerst für eine Täuschung hielt. Bei genauerem Hinsehen mußte er jedoch feststellen, daß er sich nicht geirrt hatte.

Das Gesicht des Wolfes veränderte sich. Und es war keine Täuschung durch den Nebel, diese Veränderung trat tatsächlich ein, denn die lange Schnauze verkleinerte sich und schob sich regelrecht zurück. Auch glitt das Fell aus dem Gesicht, so daß menschliche Züge zum Vorschein kamen.

Die Augen blieben, doch die aus dem Oberkiefer hervorragenden Zähne leuchteten wie zwei Todesboten, und Dragan wußte genau, daß die Bestie ihn nicht zerreißen würde, sondern jetzt als Vampir nur sein Blut wollte. Zum Teil war der Körper des Wolfes noch vorhanden, aber dieser Gestalt gelang es nun, sich auf die Hinterbeine zu stemmen und den Weg beinahe wie ein normaler Mensch fortzusetzen.

Nicht nur den Anblick der beiden Vampirzähne empfand der Pope als schlimm, das übrige Gebiß war es auch, denn es bestand aus einer Reihe von Reißzähnen, wie sie eben auch zu einem Raubtier paßten.

Er kam noch näher.

Er knurrte nicht mehr. Dafür verließ diesmal ein Zischen sein weit offenstehendes Maul.

Noch einige Schritte. Dann der Sprung!

Jetzt hätte Dragan schreien müssen, doch er war und blieb erstarrt. Seinen Rücken hatte er gegen die Kirchentür gedrückt, die ihm eine Sicherheit gab wie eine Wand, denn von allein öffnete sie sich nicht.

Samescu wußte nicht, ob er von einem Wolf oder von einem Vampir angesprungen wurde. Krallen und Hände zugleich gruben sich in Höhe der Schulter in den Stoff der Soutane ein.

Vor seinen Augen sah Dragan das Gesicht der Bestie. Für ihn war es eine schreckliche Fratze, aus deren Maul ihm ein stinkender Wind entgegenwehte.

Dann biß die Bestie zu.

Etwas hackte in den Hals des Mannes. Er spürte zuerst die Stiche, aber der Vampirwolf beließ es dabei nicht. In ihm tobten der Blutsauger und der Werwolf, zwei schwarze Seelen lebten in seinem Körper zusammen, wobei die eine Kraft die andere nicht ausschalten konnte. Er benahm sich wie ein Vampir und ein Werwolf zugleich, und Dragan Samescu starb einen fürchterlichen Tod…

***

Das Licht des Tages sickerte nur langsam durch den Dunst, der sich nicht oder kaum aufgelöst hatte.

Die Schatten der Nacht waren verschwunden, und es schien so zu sein, als wäre jemand dabei, allmählich einen großen Vorhang zur Seite zu ziehen.

So wurde auch allmählich die Umgebung des kleinen Ortes hervorgehoben, die Bergkette die hinter dem Dunst nur als grauer Schatten zu erkennen war. Die Spitzen lagen frei, doch in den Tälern staute sich noch der Dunst. Er bedeckte auch die dichten Wälder. An manchen Stellen sah es so aus, als wäre die Erde dabei, immer mehr Dunst aus ihren Tiefen ins Freie zu speien.

Eine stille Bergwelt irgendwo in den Karpaten, zu der auch ein kleines Dorf gehörte, in das sich die Stille eingenistet hatte. Nicht ein Hund bellte, es jaulte auch keine Katze. Die bedrückende Ruhe lag über den Häusern wie ein dichter Schwamm, der alles auf saugte.

Kein Mensch zeigte sich im Freien. Nicht eine Haustür wurde aufgedrückt. Selbst hinter den kleinen Fenstern erschien kein Gesicht. Die Ruhe vor dem Sturm blieb auch weiterhin bestehen. Oder war es die Stille des Todes?

Eher die des Todes!

Diesen Eindruck hatte die alte Jovanka, als sie die Tür der Hütte aufdrückte. Schon die halbe Nacht über hatte sie wachgelegen und den unheimlichen Geräuschen gelauscht. Sie hatte sich aber nicht getraut, aufzustehen und an das kleine Fenster zu gehen, sondern war auf dem Lager liegengeblieben, ihr altes Kreuz und den damit verbundenen Rosenkranz in den Händen.

Sie hatte gebetet. Dabei waren ihr die Perlen durch die Finger geglitten, und jede Berührung hatte ihr ein Stück Hoffnung zurückgegeben.

Sie wurde verschont. Das Böse drang nicht in ihr Haus ein, aber sie hatte gespürt, als es daran vorbeigeschlichen war. Da war sie sich vorgekommen wie jemand, der seine Finger über glühende Kohlen hatte hinweggleiten lassen. Ihr wunderbarer alter Rosenkranz schien geglüht zu haben, als wollte er sich auflösen, aber es war vorbeigegangen, und trotzdem war etwas zurückgeblieben.

Nach dem Erkalten hatten sich die Perlen anders angefühlt als sonst. Ihre Form war eine andere geworden. Nicht mehr rund, sondern mehr oval. Der andere Einfluß eben, der böse, der grauenvolle…

Jovanka lebte allein. Ihr Mann und ihre beiden Söhne waren in den Wirren des Krieges gefallen.

Opfer der Osmanen waren sie geworden, und so teilte Jovanka das Schicksal vieler Mütter und Frauen.

Aber sie hatte sich wieder erholt, und sie fand ihre Kraft einzig und allein in der Kirche.

Zweimal am Tag stattete sie ihr einen Besuch ab. In den Morgenstunden und am Abend. Dann betrat sie allein das kleine Gotteshaus, setzte sich in eine Betbank und blieb eine, manchmal auch zwei Stunden. Sie betete für die Seele ihres Mannes und für die Seelen ihrer Söhne, und sie weinte dabei sehr oft.

Ob im Sommer oder im Winter, sie ging den Weg immer. Eine kleine, krumme Gestalt, die wenig sprach und sich mit ihrer Einsamkeit abgefunden hatte, die aber sehr gut merkte, wenn sich im Ort irgend etwas verändert hatte.

Wie an diesem Morgen!

Nichts war mehr so wie am letzten Tag. Zwar rollte der Nebel noch lautlos durch den Ort, doch als Jovanka ihren Kopf mit dem zerknitterten Gesicht anhob, da hatte sie eher den Eindruck, gegen ein gewaltiges Leichentuch zu schauen als in den normalen Nebel hinein.

Grau und Grau.

Schattenhaft nur zeigten sich die Häuser und Ställe. Selbst das Vieh darin schrie nicht. Es wurde keine Kuh gemolken, kein Schwein kriegte Futter, kein Huhn gackerte - es war einfach still - totenstill.

Jovanka öffnete den Mund und jammerte. Sie verdrehte die Augen. Sie spürte den Hauch des Todes, der auch sie streifte, aber nicht bei ihr blieb, und so bekam sie den Eindruck, die einzige, noch lebende Person im Ort zu sein.

Was war in der Nacht geschehen?

Sie konnte es nur ahnen, denn sie hatte vor zwei Tagen noch mit dem Popen gesprochen. Von ihm wußte sie, daß in einer bestimmten Nacht etwas Unheimliches und Unaussprechliches Böse zu Grabe getragen werden sollte, damit es sich keine Menschen mehr als Opfer holen konnte.

Die letzte Nacht war dafür vorgesehen gewesen. Jovanka wußte genau, daß der Plan nicht so geklappt hatte. Wahrscheinlich war die andere Seite doch stärker gewesen, und das machte ihr Angst.

Aber Jovanka war auch neugierig. Die einzige Eigenschaft, die sie in ihrem Leben nicht verloren hatte. So war sie immer darüber informiert, was sich im Ort abspielte. Sie kannte alle Bewohner, sie wußte von ihren Schwächen, und machte sich ihre Gedanken über sie,

spielte auch mal die eine Person gegen die andere aus.

An diesem trüben Morgen dachte sie nicht daran. Zwar war die Sonne schon aufgegangen, nur hielt sie sich verborgen. Der Dunst verdeckte sie und ließ sie höchstens mal als eine verschwommene Kugel erkennen.

Jovanka drehte sich des öfteren um auf ihrem kurzen Weg zur Kirche. Verfolgt wurde sie nicht. Das Dorf lag nach wie vor in tiefer Stille, als wollten die Menschen die Ruhe des Todes nicht stören. Der Boden zeigte noch immer eine Schlammschicht. An einigen Stellen hatte sie bereits eine Kruste bekommen.

Auch in den Schlaglöchern und kleineren Mulden stand noch das Wasser. Die alte Frau umging sie so gut wie möglich, den Blick hielt sie jetzt auf das dunkle Gebäude der kleinen Kirche gerichtet. Es zeichnete sich hinter den Schwaden ab und schien sich im leichten Morgenwind zu bewegen.

Jovanka überquerte den kleinen Platz vor der Kirche. Sie lauschte ihren eigenen Schritten, und sie wußte plötzlich, daß sie etwas Schreckliches entdecken würde.

Schlagartig war ihr klargeworden, daß der Pope nicht mehr lebte. Dafür brauchte sie keinen Beweis, das steckte einfach in ihr, als hätte sie es mit einem dritten Auge gesehen.

Die Tür der kleinen Kirche paßte haargenau. Auch sie war nicht sehr breit oder hoch. Größere Menschen mußten sich schon ducken, wenn sie das Gotteshaus betreten wollten.

Die Tür lag frei. Um sie jedoch zu erreichen, mußte Jovanka über ein dunkles Hindernis steigen, das vor der Kirche auf dem Boden lag und sich nicht bewegte.

Es war kein Tier. Dazu war es auch zu groß. Sie wußte sofort, wer da lag, aber sie ging trotzdem näher.

Ihre Finger spielten jetzt noch heftiger mit den Perlen des Rosenkranzes. Sie lauschte dem leisen Klacken, wenn die Kugel zusammenstießen. Das Kreuz, an dem sich die Perlen befanden, war durch ihren eigenen Schweiß glitschig geworden.

Der Turm kam ihr düster vor. Das Mauerwerk abweisend. Die Kirche hatte dem Popen vor dem Bösen keinen Schutz geboten. Daran mußte die Frau denken.

Warum nicht? Was war stärker als die Kirche, als die Kraft des Allmächtigen?

Vor der Gestalt blieb sie stehen.

Sie schaute nach unten.

Nicht nur der Mund zuckte, auch ihr Gesicht, und sie schloß für einen Moment die Augen. Viel hatte die Frau in ihrem Leben gesehen, aber dieser Anblick gehörte zu dem Schlimmsten, denn oberhalb der Schultern schwamm alles in einer dunklen Lache, über die dicke

Fliegen bereits ihre Kreise zogen.
Jovanka wandte sich ab. Wie erwähnt, sie wußte Bescheid, was in der letzten Nacht hatte passieren sollen, und sie dachte plötzlich an die vier Helfer des Popen. Obwohl sie keinen von ihnen gesehen hatte, glaubte sie nicht mehr daran, daß sie noch lebten.
Das Böse war grausam - und zu stark!

***

Am Abend des Tages!
Die Sonne war noch nicht untergegangen. Aber sie hatte sich bereits eingefärbt und stand als rötlicher Ball am Himmel, der wie ein Glutauge alles beobachtete, besonders diesen kleinen Ort in den Karpaten, der von der übrigen Welt nicht wahrgenommen wurde.
Man hatte die Leichen der vier Helfer gefunden. Bei den Müttern und Vätern der jungen Männer war das große Wehklagen ausgebrochen. Jeder hatte auch gesehen - Jovanka eingeschlossen -, wie die Menschen gestorben wären.
Nicht durch Bisse, nicht durch Zähne, man hatte sie durch Schwert- oder Lanzenhiebe getötet, aber auch durch Pfeile, die in zwei Körpern gesteckt hatten.
Wegen des warmen Wetters wollte man die Toten schon am folgenden Tag begraben. Noch aber standen sie in einem Stall, wo die Leichen immer aufbewahrt wurden, und die Mitglieder der Familien wechselten sich mit der Trauerwache ab.
Damit hatte die alte Jovanka nichts zu tun. Sie hatte ihr Beileid bekundet und auch von dem Popen Abschied genommen. Sie hatte erfahren, daß der Ort nun ohne Schutz war, doch das hatte sie nicht mehr interessiert, obwohl sie gläubig war.
Sie hatte sich in ihre Hütte zurückgezogen und beschäftigte sich mit etwas, von dem nun, wo der Pope nicht mehr lebte, keiner etwas wußte. Sie fing damit an, ihre Erlebnisse aufzuschreiben. Sie und Dragan Samescu waren die einzigen im Ort gewesen, die lesen und schreiben konnten. Jovanka hatte es als junges Mädchen gelernt. Nach dem Tod ihrer Eltern war sie umhergeirrt und hatte für zwei, drei Jahre in einem Kloster eine Stelle als Magd bekommen. Dabei hatte sie sich mit einer alten Nonne angefreundet, und die hatte sie das Lesen und Schreiben gelernt. Jovanka hatte die Kunst nicht oft eingesetzt, war aber immer in der Übung geblieben und konnte nun das, was sie erlebt hatte, aufschreiben, um es der Nachwelt zu überlassen.
Sie schrieb nicht fehlerfrei, aber es war zu lesen und sie malte die Worte auf eine Rolle Pergament.
Sie fing mit der Angst der Menschen vor dem besonderen Monster, dem Vampirwolf an, und sie beschrieb ihn dann so, wie sie ihn sich

vorstellte und auch sein Aussehen vom Popen erfahren hatte.

Es tat der alten Frau gut, die Worte niederschreiben zu können. In der modernen Zeit hätte man von einer Aufarbeitung der Probleme gesprochen, aber für Jovanka war es einfach das Bedürfnis, die Nachwelt zu warnen.

Sie schrieb Stunden. Die Sonne war längst untergegangen. Wieder hielt die Nacht den Ort umklammert, und durch die Dunkelheit schallten schaurig die Klagelieder der Trauernden.

Davon ließ sich Jovanka nicht ablenken. Sie schrieb ein Blatt voll und auch ein zweites.

Dann erst war sie zufrieden.

Sie holte aus dem alten Schrank etwas Hanf, den sie um die beiden ineinandergeschobenen Rollen band. Anschließend dachte sie über ein Versteck nach.

Die Schriften sollten auf keinen Fall Fremden in die Hände fallen. Keine Soldaten, keine Söldner und Mordbrenner. Wenn sie gefunden wurden, dann hoffentlich von jemandem, der etwas damit anfangen konnte. Deshalb kam die alte Truhe, die sie besaß, als Versteck nicht in Frage.

Jovanka mußte sich etwas anderes einfallen lassen. Sie war eine Frau mit Ideen. Die Kirche eignete sich ebenfalls nicht, weil sie oft genug geplündert wurde, aber in ihrem Haus befanden sich keine Reichtümer. Sollte es nicht abgebrannt werden, so bestand die Hoffnung, daß auch die Botschaft überlebte.

Jovanka versteckte die beiden Rollen, um die sie noch Tierhaut gewickelt hatte, in die Lücke zwischen zwei Dachbalken des Hauses. Dieser Versteck schien ihr am besten geeignet zu sein. Mehr konnte sie wirklich nicht tun. Nur noch darum beten, daß diese Botschaft von der richtigen Person gefunden wurde.

Jovanka erzählte niemandem davon. Sie nahm ihr Geheimnis mit in den Tod, der sie knapp ein Jahr später erreichte. Bei einem starken Gewitter wurde sie vom Blitzschlag erwischt und getötet.

Die Zeiten aber gingen dahin…

***

»Frag mich mal, ob wir beide noch alle Tassen im Schrank haben«, sagte Suko und fluchte, weil der Rover auf dem mit Schlaglöchern übersäten Weg zu stark schaukelte.

Ich hielt das Lenkrad gut fest und antwortete mit einer Gegenfrage. »Was sollte das für einen Sinn haben?«

»Kommst du dir nicht verarscht vor?«

»Noch nicht.«

»Dann ist dir nicht zu helfen.«

Ich mußte grinsen und schaute auf den dunklen Waldrand, der sich

wie eine dunkle Mauer an der linken Seite entlangzog und kaum Lücken zeigte. Dafür war die rechte Seite frei, denn sie bestand aus einem weiten, freien Feld, auf den das Licht des Halbmondes scheinen konnte, weil der Himmel klar war.

»Eigentlich müßtest du dich ebenfalls mit einbeziehen«, sagte ich. »Du hättest ja zu Hause bleiben können.«

Suko nickte und seufzte. »Hätte ich.«

»Und warum sitzt du jetzt neben mir?«

»Weil man dich ja nicht allein fahren lassen kann. Jemand muß ja den Babysitter spielen.«

»So siehst du das?« Ich griente. »Den letzten Fall habe ich auch ohne dich geschafft.«

»Aber nur knapp, sonst hätte dich dieser Dr. Sensenmann gehabt.«

»Knapp, aber immerhin.«

»Schon okay. Du bist nicht zu belehren. Andere Frage: Wie weit müssen wir noch durch die Kälte rollen?«

»Im Wagen ist es doch warm.«

»Klar. Nur denke ich daran, daß wir irgendwann aussteigen.« Suko schaute auf die Uhr am Armaturenbrett. »Vier Minuten vor Mitternacht. Wir sind in der Zeit.«

»Okay, wenn du das sagst, können wir ja stoppen.«

»Ich habe nichts dagegen«, erwiderte er und gähnte ausgiebig.

Das konnte ich mir vorstellen. Auch ich hätte lieber im Bett gelegen, als mich in dieser kalten Nacht auf dem freien Feld herumgetrieben, aber Bett ist Bett, und Job ist Job.

»Du kannst mich ja wecken, wenn es losgeht«, bat mich mein Freund. Da hatte ich den Wagen bereits ausrollen lassen. »Ob es etwas bringt, wenn wir hier mitten in der Nacht in der Kälte stehen, ist auch noch fraglich«, fügte mein Freund hinzu.

Im Prinzip hatte er mit seiner Kritik nicht so unrecht. Es stand noch in den Sternen, ob wir die Fahrt umsonst gemacht hatten oder nicht. Aber jemand wollte uns eben an dieser einsamen Stelle treffen, und dieser Jemand war nicht irgendeine Person, sondern Morgana Layton, die Werwölfin.

Oder war sie mehr Mensch? Vielleicht beides? Jedenfalls hatte ich sie als eine schillernde Figur erlebt, die sich durch nichts von ihrem Weg abbringen ließ. Sie ging hin, und es war ihr egal, ob sich Hindernisse auftürmten oder nicht.

In einem aber unterschied sie sich auf keinen Fall von anderen Dämonengrößen. Sie wollte Macht.

Sie wollte herrschen. Sie war diejenige, die unter der Aufsicht des Götterwolfes Fenris all die Werwölfe auf Erden zusammenführen wollte, um einen Machtfaktor gegen Wallmann und seine Vampirwelt zu bilden.

Zwei Dämonen, ein Ziel.
Aber der eine gönnte dem anderen nichts. Keinen noch so kleinen Sieg, keinen Fußbreit Boden. Da waren sie nicht auf eine Linie zu bekommen. Entweder alles öder nichts.
Das war unsere Chance, denn wir bekämpfen beide. Und gegen Morganas Wölfe hatten wir auch schon oft genug vorgehen müssen. Natürlich war sie keine Freundin von uns. Daß sie sich aber an uns gewandt hatte, mußte für sie so etwas wie eine Kehrtwendung gewesen sein. Dafür gab es sicherlich schwerwiegende Gründe, und ich glaubte zudem nicht, daß man uns geblufft hatte.
Als Treffpunkt war Mitternacht vereinbart worden, und der große Zeiger der Uhr näherte sich der Zwölf. Suko hatte tatsächlich die Augen geschlossen. Schlafend hockte er neben mir. Ich mußte daran denken, wie ich die Nachricht erhalten hatte.
Per Telefon.
Bei Anruf Werwolf!
Morgana Layton hatte nicht viele Worte gebraucht und mir nur erklärt, wo sie uns treffen wollte. Sie hatte bewußt in der Mehrzahl gesprochen, so hatte ich Suko also mitbringen sollen.
Es würde ein verdammt harter Kampf werden, das hatte sie noch hinzugefügt und von einer großen Überraschung gesprochen, auf die ich natürlich gespannt war.
Ich hatte den Wagen etwas schräg gestellt. Mit der Schnauze wies er zum Feld hin, während sich hinter uns die dunkle Wand des Waldes aufbaute. Einen Teil davon konnte ich im Rückspiegel sehen. Der Rovers war nicht mit einer Standheizung ausgestattet, einen derartigen Luxus gestand man uns nicht zu, und es war nur eine Frage der Zeit, wann die Kälte auch in unsere Knochen kriechen würde.
Dieser Winter hatte es in sich. Er war nicht schneereich, aber dafür kalt. Im Osten lagen die Hochdruckgebiete, die Kälte und auch Wind brachten. Wäre er nicht gewesen, hätten wir die Kälte besser vertragen können, so aber biß sie schon durch die dickste Kleidung.
Das Wetter paßte allerdings nicht. Eigentlich hätte der volle Mond am Himmel stehen müssen, um richtige Werwolfverhältnisse zu haben. Statt dessen sah ich nur den halben, aber ziemlich aufgebläht. Ich kam nicht umhin, ihm hin und wieder einen Blick zuzuwerfen, denn oft genug hatte ich den Schatten des Götterwolfes Fenris gesehen, bevor Morgana Layton erschien. Er war nicht nur ihr Beschützer, sondern auch ihr Ankündiger, und auch zu dieser mitternächtlichen Stunde rechnete ich damit.
Er tauchte nicht auf.
Auch von der Wölfin sah ich nichts. Vor mir lag das winterlich erstarrte Feld. Es hätte eigentlich dunkel sein müssen, aber der Frost lag auf den Gewächsen und hatte sie mit einer silbrigen Schicht auf

Rauhreif überzogen. Hinzu kam der knochenhart gefrorene Boden der scharfe Wind und der beinahe wolkenlose Himmel, der über uns schwebte wie eine gewaltige Platte, die keinen Anfang und kein Ende zu haben schien. Sie war einfach da, und man hatte zahlreiche Löcher in sie hineingebohrt, um das Funkeln der Sterne sehen zu können.

Der Blick auf die Uhr zeigte mir, daß Mitternacht vorüber war. Schon zwei Minuten war der neue Tag alt. Morgana gehörte nicht eben zu den pünktlichsten Personen.

Neben mir bewegte sich Suko. Er öffnete ein Auge und schielte mich an.

»Ist sie da?«

»Noch nicht.«

»Wenn sie uns draufgesetzt hat, ziehen wir ihr das Fell lang.«

»Und wenn sie sich als Mensch zeigt?«

»Dann eben etwas anderes.« Suko wollte die Augen wieder schließen, dazu ließ ich ihn nicht kommen, denn ich hatte die Wölfin entdeckt. Sie war plötzlich da, als wäre sie vom Himmel auf die Erde gefallen.

»Bleib ruhig wach, Alter!«

»Ist sie da?«

»Ja.«

»Wo?«

Er sah es selbst, denn Morgana Layton stand plötzlich vor dem Wagen und hatte ihre Hände auf die Kühlerhaube gestützt. Wahrscheinlich hatte sie sich im Wald versteckt gehalten und war erst aus ihm hervorgetreten, als sie es für richtig hielt.

»Na ja«, sagte er nur. »Nett sieht sie aus.«

Das konnte ich nicht unterstreichen, zudem war es spöttisch gemeint. Morgana zeigte sich zur Hälfte als Wölfin und zur anderen Hälfte als Mensch.

Ihr Körper gehörte zu dem einer Wölfin, abgesehen von den Armen, die so aussahen wie die einer normalen Frau. Ansonsten aber hatte sie einen pelzigen und haarigen Körper, und anstelle ihrer Füße sahen wir dicke Pfoten oder Krallen.

Sie lächelte. Das braune Haar wurde vom Wind bewegt, und so etwas wie Kälte spürte sie nicht.

Ich gab ihr ein Zeichen, hinten einzusteigen. Morgana nickte und setzte sich in Bewegung. Sie kam um den Wagen herum, öffnete die Tür, so daß zuerst nicht sie, sondern ein Schwall kalter Luft in den Rover hineinfuhr.

»Es zieht«, sagte Suko.

Sie lachte und schloß die Tür.

Wir hatten uns gedreht. Mir zuckte es in den Fingern, meine Beretta zu ziehen, aber ich hatte ihr versprochen, daß es für die Dauer unseres Gesprächs keine Feindschaft geben würde, das hatte sie sich auch

ausbedungen, und daran wollten wir uns halten.
Morgana Layton strahlte einen ungewöhnlichen Geruch ab. Mir gefiel er nicht. Er war auch kaum zu beschreiben, denn er hatte etwas Strenges oder Eisiges an sich. Zumindest roch so kein Mensch, aber das war die Person auch nicht mehr, die mir vor Jahren zum erstenmal in Deutschland, im Schwarzwald, begegnet war. Sie hatte die Funktion des Lupina übernommen und sah sich jetzt als Köchin der Wölfe an.
»Gefällt euch der Treffpunkt?« fragte sie.
»Ein bißchen kalt«, sagte Suko. »Du solltest dich mit dem beeilen, was du zu sagen hast.«
»Das ist eine Menge.«
»Dann fang an.«
»Wie geht es eigentlich eurem Freund Dracula II?« erkundigte sie sich. »Habt ihr etwas von ihm gehört?«
»Nein, schon lange nicht mehr. Er wird in seiner Vampirwelt hocken und sich vorstellen, daß er dich auf dem Bratrost liegen hat.«
Sie lachte schrill und schnappte dabei wie ein Tier mit ihrem Mund auf und zu. »Ich weiß es nicht, aber es kann sein, daß er die gleichen Probleme hat wie ich.«
»Mit denen du zu uns kommst?« fragte ich.
»Im Augenblick schon.«
»Und warum tust du das? Kommst du allein nicht mehr zurecht, Morgana?«
»Das will ich nicht sagen, Sinclair, aber was sich da getan hat, das können weder Mallmann noch ich akzeptieren.«
»Wir hören.«
»Es geht um eine Gestalt, die einige hundert Jahre alt ist. Als ein sagenumwobenes Monstrum würdet ihr es bezeichnen. Ein jeder hat eigentlich gedacht, daß es nicht mehr existiert, daß dieses Monstrum eine Legende ist, aber leider ist es das nicht. Es hat sich nur immer versteckt gehalten, aber nun kam es zum Vorschein. Es ist wieder da.«
»Und wer ist er?« fragte Suko.
Wir hatten uns beide auf unseren Sitzen gedreht und schauten Morgana von zwei verschiedenen Seiten an. »So genau kann ich das nicht sagen«, erklärte sie uns ein wenig triumphierend. »Er paßt weder in die rechte noch in die linke Schublade.«
»Dann steck ihn doch in die Mitte«, schlug Suko vor.
»Da hast du gar nicht mal so unrecht, Suko. Die Mitte paßt wirklich, denn er ist weder das eine noch das andere.«
»So etwas Ähnliches haben wir vorhin schon gehört.« Ich winkte ab. »Kannst du nicht konkreter werden?«
»Das will ich. Dieses Wesen ist weder ein Werwolf noch ein Vampir. Es ist beides.«

»Bitte?«

»Ja, Sinclair. Es ist sowohl Werwolf als auch Vampir. Es ist ein Vampirwolf.«

Wir schwiegen, schauten uns an. Suko runzelte die Stirn, hob die Schultern und hielt sich ansonsten zurück. Auch mir schossen zahlreiche Gedanken durch den Kopf, mit denen ich allerdings kaum fertig wurde. Ich schaffte es nicht, sie in eine konkrete Richtung zu lenken, stellte mir aber schon vor, wie ein derartiges Wesen - vorausgesetzt, es existierte tatsächlich - wohl aussah.

»Das ist für euch überraschend, nicht wahr?«

»Stimmt«, gaben wir Morgana gegenüber zu.

»Es stammt nicht von hier.«

»Sondern?« fragte ich.

»Aus Rumänien, und es hat schon zu Zeiten des alten Vlad Dracula existiert.«

»Dann kannte er es?«

Sie hob die Schultern. »Ob er es kannte oder nicht, weiß ich nicht. Aber die Menschen in den einsamen Karpatendörfern kannten den Vampirwolf. Sie fürchteten ihn auch. Sie waren einfach voller Angst. Sie wußten um die alten Geschichten, und sie wußten auch, daß es vor den Menschen bereits die Wölfe gab.«

»Aber sie haben diese Bestie nicht vernichten können?« fragte Suko.

»Nein.«

»Weiter!«

»Sie ist wieder da!«

»Wo?«

»Möglicherweise hier, John Sinclair.«

Ich schaute in Morganas Gesicht, um herauszufinden, ob sie log oder nicht. Leider hielt sie sich bedeckt, es war nichts zu sehen, und ich schüttelte den Kopf.

»Glaubst du mir nicht?«

»Es ist schwer, dir zu glauben.«

»Was stört dich?«

»Daß er hier sein soll, denn du hast von den Dörfern in den Karpaten gesprochen.«

»Das stimmt alles, davon habe ich auch geredet. Aber er kann durchaus eine Reise gemacht haben.«

»Was sollte er da für ein Motiv haben?«

Sie lächelte. »Er sucht jemanden. Wahrscheinlich einen Partner oder eine Partnerin. Aber ich möchte ihn nicht. Ich hasse ihn. Er ist mir zu sehr Vampir, obwohl Vampire und Werwölfe letztendlich blutsverwandt sind.« Sie mußte über ihren eigene Satz lachen und fuhr dann fort: »Ich will ihn nicht, und ich will auch nicht, daß ihn ein anderer bekommt und seine Macht so verstärkt.«

»Du meinst Mallmann?«

»Genau ihn!«

Ich konnte mir ein Grinsen nicht verkneifen, und auch Suko verzog den Mund. Beide ahnten wir inzwischen, wie der Hase lief, Morgana Layton hatte sich aufgemacht, um Verbündete zu suchen.

Sie wollte, daß wir uns um die Bestie kümmerten, sie stellten und vernichteten, so daß Mallmann nicht an sie herankam.

Eine gute Idee, vorausgesetzt wir spielten mit und ließen uns vor ihren Karren spannen.

»Spielt ihr mit?« fragte sie.

Ich wehrte ab. »Moment, ich weiß nicht, ob man es als Spiel bezeichnen kann. Jedenfalls wird es verdammt hart werden. Wir haben genügend Probleme am Hals. Warum sollen wir uns um deine kümmern?«

»Es sind nicht nur die meinen.«

»Stimmt. Mallmann wird ähnliche haben. Soll er sich diesen Vampirwolf doch holen. Uns trifft das nicht. Wir haben mit ihm wenig am Hut. Das ist eine Sache, die dich und Mallmann angeht. Wir halten uns aus euren Streitigkeiten heraus und lassen uns auch nicht vor euren Karren spannen. Wir wissen genau, daß es zahlreiche Dämonen auf diesem Erdball oder in anderen Welten gibt, die frei herumlaufen. Wir können uns nicht um jede Gestalt kümmern, sondern müssen uns der Fälle annehmen, bei denen es konkrete Spuren gibt. Das verstehst du doch?«

»Ja, schon.«

»Na bitte.«

»Aber ich kann wirklich nicht begreifen, daß man so stur werden kann. Wie habt ihr euch nur verändert? Seid ihr alt geworden? Oder seid ihr schon zu alt für den Job?«

Ich grinste sie an. »Nicht alt, Morgana, nur weise. Wir fallen nicht mehr auf jeden Trick herein.«

Plötzlich funkelten ihre Äugen wie die eines Raubtieres. Tatsächlich in einem sehr kalten Gelb. Und mir kam es vor, als wollten sie Blitze gegen unsere Gesichter schießen. »Was seid ihr nur für Ignoranten?«

»Was ignorieren wir denn?« fragte Suko höhnisch. »Deine Worte, die durch nichts bewiesen sind?«

»Wenn wir den Beweis haben, ist es zu spät.«

»Du willst nur, daß wir die Kastanien für dich aus dem Feuer holen. Verdammt noch mal, denk an den letzten Überfall, als deine Wölfe hier in London tobten. Das haben wir nicht vergessen, Morgana. Wir wissen, auf welcher Schiene du fährst, aber wir springen auf diesen Zug nicht auf. Du hast doch einen großen Helfer. Warum bittest du nicht Fenris, dich vor diesem Vampirwolf zu beschützen?«

»Darum geht es nicht.«

Suko lachte sie scharf an. »Ja, ich weiß Bescheid. Wir sollen dafür sorgen, daß er nicht zu Dracula II kommt. Klar. Aber da hast du dich geschnitten.«

Morgana Layton hatten unsere Worte nicht gefallen. Sie war erregt, aber sie schwieg. Als äußeres Zeichen ihrer Spannung sahen wir nur, daß sie ihre Hände in die Polster hineingekrallt hatte, als wolle sie den Stoff zerfetzen. Das schaffte sie mit den normalen Fingern nicht, da mußte sie sich schon ganz in eine Bestie verwandeln.

Stand sie dicht davor?

Wir hörten sie nicht atmen, sondern keuchen. Durch ihren Körper rannen unsichtbare Ströme. Vielleicht produzierte auch sie Adrenalin, wer konnte das wissen, aber ihre Haut strahlte einen beißenden Geruch ab, der uns überhaupt nicht gefiel.

Beide hielten wir den Atem an. Als wir wieder Luft holten, taten wir es durch die Nase.

»Was ist?« fragte ich. »Sei froh, daß wir zu diesem Gespräch voreingenommen erschienen sind. Wir hätten uns hier auch als Feinde gegenübersitzen können. Schließlich stehen wir auf zwei verschiedenen Seiten, und das Grauen, das deine Wölfe zuletzt gebracht haben, sitzt noch gut in unserer Erinnerung fest.«

»Ihr macht einen Fehler.«

»Wir denken an uns«, sagte ich. »Es ist nichts passiert. Für uns ist dieser Vampirwolf ein Phantom. Sogar eines, das wir kaum begreifen können. Ja, wir kommen damit nicht zurecht. Das sollte dir schon zu denken geben.«

»Ihr wollt also nicht?«

Vielleicht hatte sie eine klare Antwort erwartet, aber die kriegte sie nicht. »Wir haben ihn nicht erlebt, wir haben ihn nicht gesehen. Du kannst uns viel erzählen, Morgana, auch ein Märchen. Soll ich sagen, daß wir Morganas Märchenstunde erlebt haben?«

»Das glaubst du selbst nicht, Sinclair. Nein, so dumm kannst du nicht sein. Warum hätte ich euch sonst hier treffen sollen? Nur, um euch Märchen zu erzählen? Es gibt ihn, verflucht noch mal! Es gibt ihn, und er existiert. Er lebt schon lange. Er hat Jahrhunderte hinter sich, das kann ich euch schwören. Niemand hat es bisher geschafft, ihn zu töten, und ich will nicht, daß er noch länger existiert.«

»Dann vernichte ihn!« sagte Suko.

Wieder funkelte sie ihn an. »Ich weiß nicht, ob das so einfach ist. Ich kann mir auch vorstellen, daß er inzwischen einen gewissen Draht gefunden hat.«

»Zu Mallmann?«

»Ja.«

Sie senkte den Blick, und wir erkannten, daß wir genau ins Schwarze getroffen hatten. Morgana rechnete damit, daß sich Mallmann schon

um den Vampirwolf gekümmert hatte, und er ihr deshalb entrissen worden war. Sie kam also nicht an ihn heran, obwohl sie ihn gern in ihre Gruppe mit aufgenommen hätte. Aber sie wußte auch, wie stark Mallmann war, der sich in seine Vampirwelt zurückgezogen hatte, um von dort zuschlagen zu können. Möglicherweise hatte er auch den Vampirwolf schon mit in seine Welt genommen, das alles stand noch in den Sternen, und es war fraglich, ob wir es je herausfinden würden.

»Ihr wollt also nicht?« fragte sie.

»Das haben wir nicht gesagt«, antwortete Suko vorsichtig.

»Ihr werdet es bereuen!« flüsterte sie. »Ihr werdet es verdammt noch mal bereuen. Glaubt nur nicht, daß ihr von ihm verschont bleibt. Glaubt es nur nicht! Wenn Mallmann ihn schon hat, wird er ihn auch einsetzen. Und dann wird das Blut fließen, viel Blut. Er wird die Menschen blutleer trinken und sie auch zerfetzen. Er ist Vampir und Werwolf zusammen, das dürft ihr nicht vergessen.«

Morganas Hand näherte sich bereits dem Türhebel, als sie von meiner Frage gestoppt wurde. »Wo können wir ihn denn finden?« erkundigte ich mich. Es war so etwas wie ein Kompromiß.

»Ich weiß es nicht.«

Fast hätte ich gelacht. »Und dann kommst du zu uns, um uns um Hilfe zu bitten?«

»Ich habe seine Spur verloren - leider. Vielleicht hat Mallmann dafür gesorgt.«

»Kannst du uns sagen, wo du die Spur aufgenommen hast?«

Sie starrte mich wieder mit ihrem kalten Raubtierblick an. »Nicht hier, Sinclair, sondern woanders. In einem anderen Land. In Rumänien. Dort ist er wieder tätig geworden und hat Menschen in Angst und Schrecken versetzt. Er fiel in den kalten Winternächten in die Dörfer ein und hat sich die Opfer geholt. Aber jetzt ist er verschwunden. Es kann sein, daß ihn Dracula II zu sich geholt hat. Wenn nicht, hat er ein gutes Versteck, das selbst mir verborgen bleibt.«

»Danke für den Tip«, sagte ich.

»Ist das alles?«

»Ja.«

»Und was werdet ihr tun?«

»Abwarten, Morgana.«

Sie wußte, daß unser Treffen beendet war. Mit einer heftigen Bewegung stieß sie den Wagenschlag auf und sprang hinaus in die eisige Kälte. Sie hämmerte die Tür wieder zu, huschte um den Wagen herum und eilte mit langen und irgendwie auch springenden Schritten auf den Wald zu, wo sie sehr bald zwischen den Bäumen verschwunden war. Aber sie schickte uns noch einen Gruß zu, denn wir hörten eine unheimliches Geheul, das wie ein Klagelied die Stille

der Nacht zerriß und irgendwo in der Ferne verklang.
»Die haben wir geärgert«, sagte Suko. »Ich hätte sie gern vernichtet. Schade, daß du…«
Ich winkte ab. »Versprochen ist versprochen, Suko. Du hättest dich nicht anders verhalten.«
»Stimmt. Und was sollen wir tun?«
Ich hob die Schultern und griente dabei vor mich hin.
»Willst du ihre Worte ignorieren?«
»Du denn?«
»Ich habe dich gefragt.«
»Nein«, sagte ich, »das werde ich nicht. Nichts ignorieren, Suko. Sie hat uns gewarnt, und ich bin ihr dankbar dafür. Aber sie hat auch ein Land erwähnt, das mich aufhorchen ließ.«
»Rumänien.«
»Genau das.«
»Ich sehe uns schon dort landen, wo wir von einem gewissen Frantisek Marek abgeholt werden.«
»Das kann alles sein, muß aber nicht.« Ich hatte schon etwas weiter gedacht. »Wenn sich dieser Vampirwolf tatsächlich in Mallmanns Nähe herumgetrieben hätte, dann hätte uns der Pfähler längst angerufen und um Hilfe gebeten.«
»Einspruch, Geisterjäger.«
»Warum?«
»Rumänien ist nicht eben klein, und der gute Frantisek kann nicht überall sein. Auch wenn er jetzt das Pendel hat, aber ich glaube nicht daran, daß er mehr über diese Bestie weiß.«
»Wir werden sehen, Suko, wer recht hat. Jedenfalls rufen wir ihn morgen früh an.«
»Sehr gut.«
»Wieso?«
»Daß wir uns in dieser Nacht noch etwas Schlaf gönnen können.« Er schlug mir auf die Schulter.
»Gib Gas, Amigo, die Nacht ist leider zu kurz.«

***

Am anderen Morgen hatte sich nichts geändert, was das Wetter anging. Es war kalt geblieben, und noch immer wehte dieser verfluchte Ostwind, der einem die Kälte hautnah brachte. Deshalb waren wir froh, in die bullige Wärme unseres Büros eintauchen zu können, wo Glenda bereits den Kaffee aufgesetzt hatte uns sich nach dem Morgengruß über die Kälte beschwerte.
»Wenn du was Heißes willst, dann geh zu Mc…«
Sie hob den Finger. »Keine Schleichwerbung!« Dann schaute sie mir ins Gesicht, sah mein Grinsen und hörte auch meine Frage.

»Habe ich etwas an mir?«
»Nein.«
»Wie schön.«
»Aber du siehst müde aus.«
»Kann nicht sein. Ich habe doch fast fünf Stunden geschlafen, liebe Glenda.«
»Und wo hast du dich den Rest der Nacht herumgetrieben, lieber John?« erkundigte sie sich mit zuckersüßer Stimme.
Ich grinste so, daß sie neugierig wurde. »Ich hatte ein Rendezvous.« Diese Bemerkung ließ die Neugierde in ihr hoch anwachsen.
»Mit einer Frau?«
»Klar.«
»Die ich kenne.«
»Gut sogar - oder relativ gut. Um Mitternacht haben wir uns getroffen.«
»Doch nicht Jane Collins?«
»Die treffe ich nicht um Mitternacht. Außerdem war Suko dabei, und wir haben Morgana Layton einen Korb gegeben.«
Jetzt staunte Glenda. »Die Wölfin?« hauchte sie.
»Genau die.«
»Und? Was ist mir ihr? Will sie wieder ihre Wölfe nach London schicken und Bars überfallen, wie vor kurzem?«
»Nein, das nicht. Sie wollte uns als Partner gewinnen, damit wir eine Bestie jagen. Eine Mischung aus Werwolf und Vampir. Einen Vampirwolf gewissermaßen.«
»So ist das. Habt ihr zugestimmt?«
»Nein.« Ich deutete auf die Maschine. »Der Kaffee ist fertig.«
Glenda drehte sich um. Sie stellte drei Tassen auf ein Tablett, und ich bekam Zeit, ihren Rücken zu betrachten, der es sicherlich wert war, angeschaut zu werden.
Sie trug einen dicken, beigefarbenen Pullover mit Rollkragen, der vom Hals etwas abstand. Dann hatte sie sich für einen schwarzen Rock entschieden, der ihren Unterkörper sehr eng umschloß, wobei sich unter dem Stoff schon gewisse Formen und Rundungen abmalten, an denen Männer nicht gern vorbeischauten.
Glenda hatte ihre Tasse vollgeschenkt. Ich füllte meine und auch die für Suko, der sich bereits im Büro aufhielt und mit Shao telefonierte, weil er ihr noch etwas sagen wollte, das er vor der Herfahrt vergessen hatte.
Mit der Tasse in der Hand drehte sich Glenda um. »Wie habt ihr euch denn entschieden?«
»Überhaupt nicht.«
»Wie? Abgelehnt?« Sie staunte. »Ihr wollt diese Mutation nicht jagen und vernichten?«

»Nicht direkt«, gab ich zu. »Wir wollten uns ungern vor Morganas Karren spannen lassen. Zumindest sollte sie nicht merken, daß wir daran interessiert sind.«
»Wo ist der denn aufgetaucht?«
»In Rumänien«, sagte ich und verließ mit einer gefüllten Tasse das Vorzimmer.
»Dann müßte Marke ja Bescheid wissen.«
»Eben. Und ihn rufen wir gleich an. Wobei ich mich wundere, daß er sich mit uns noch nicht in Verbindung gesetzt hat, falls es diese Mutation denn gibt. Das wird sich alles aufklären, denke ich.«
Suko hatte sein Gespräch beendet. Er blieb hinter dem Schreibtisch sitzen und nickte mir zu. »Du kannst es versuchen.«
Ich trank erst mal den Kaffee. Auf die Minute kam es nicht an. Irgendwo war ich an diesem Morgen auch lustlos oder nicht in Form. Dieser Vampirwolf war im Prinzip eine Gestalt, mit der ich mich nicht so recht hatte anfreunden können, aber es konnte sie durchaus geben, denn in einem hatte Morgana recht gehabt.
Vor den Menschen hatten schon die Wölfe existiert, und sie waren perfekte Überlebenskünstler. Ich war sicher, daß es sie auch noch geben würde, Wenn die Menschheit schon ausgestorben war.
Erst als ich die Tasse geleert hatte, griff ich zum Hörer. Mareks Nummer kannte ich nicht auswendig, sie war auch nicht gespeichert. Ich schaute in meiner Liste nach und tippte die lange Zahlenreihe dann ein. Marek war eigentlich immer im Dienst. Ihn konnte man in der Nacht wecken, und er war sofort da. Nicht grundlos wurde er der Pfähler genannt. Er hatte die Blutsauger sein ganzes Leben über gejagt, doch dieser Wille hatte sich seit dem Tod seiner Frau Marie noch verstärkt, wobei er in der letzten Zeit noch weiter angehoben worden war, als er das Vampirpendel bekommen hatte. Eine für ihn wunderbare Waffe, denn es zeigte ihm an, wo sich die Blutsauger versteckt hielten. Da brauchte er nur auf die Ausschläge des Pendels zu achten. Es würde ihm sicherlich auch einen Weg zu dieser schrecklichen Mutation zeigen.
Aber was sollte ich mir Gedanken darüber machen? Wichtiger war es, mit Marek direkt darüber zu sprechen.
Nur meldete der sich nicht.
»Besetzt?« fragte Suko, der natürlich mitbekommen hatte, was los war.
»Nein, es hebt nur keiner ab.«
»Dann ist er nicht da.«
Ich nickte über den Schreibtisch hinweg. »Das denke ich auch.«
Suko lehnte sich zurück. »Vielleicht befindet er sich schon auf dem Weg, um den Vampirwolf zu suchen.«
»Ich schließe nichts aus.«

Suko deutete mit einem Kugelschreiber auf mich. »John, vielleicht haben wir beide einen Fehler begangen.«

Natürlich wußte ich, worauf er hinauswollte. »Du meinst, wir hätten auf das Angebot der Wölfin eingehen sollen?«

»Ja.«

Ich wiegte den Kopf. »Gab es denn Anhaltspunkte? Nein, wir hätten nur auf einen Verdacht hin umherfahren können. Vielleicht sogar nach Rumänien starten und was weiß ich nicht tun sollen. Und das alles ohne Spuren, ohne Hinweise oder wie auch immer?«

»Gefällt mir auch nicht«, gab er zu.

»Also warten wir«, sagte ich.

Er grinste mich an. »Große Lust hast du aber auch nicht, wie?«

»Nein, denn bei dem Wetter gefällt es mir sogar hier im Büro. Aber ich könnte mir vorstellen, daß Morgana Layton versuchen wird, uns zum zweitenmal zu treffen, wenn sie etwas mehr weiß.«

Suko war anderer Meinung und tat sie auch kund. »Die ist sauer, John, verdammt sauer sogar.«

Ich schaute in meine leere Tasse. »Das mag alles sein. Geht es aber um ihren Vorteil, vergißt sie alles. Darauf kannst du dich verlassen. Zugleich möchte ich dich noch beruhigen. Auch mir hat die Entwicklung nicht gefallen. Vielleicht haben wir in der vergangenen Nacht einen Fehler gemacht. Aber wer ist schon fehlerfrei?«

»Stimmt auch wieder.« Er stand auf. »Ich werde mir noch eine Tasse Kaffee holen.«

»Okay, dann bring mir eine mit.«

Suko hob auch meine Tasse an und ging ins Vorzimmer. Ich blieb zurück und gab ehrlich zu, daß ich mich nicht eben wohl fühlte. Es konnte durchaus sein, daß wir einen Fehler begangen hatten, aber wenn möglich, bügelten wir ihn wieder aus. Irgendwann würde ich unseren Freund in Rumänien ja erreichen.

Die Gewißheit war da, aber ich konnte mit ihr nicht viel anfangen. Ein Stück schlechtes Gewissen blieb doch zurück…

***

Auch in Rumänien hatte der Winter mit Schnee, Frost und brutaler Kälte zugeschlagen. Das Land lag unter einer weißen Decke, die in den Bergen höher war als in den größeren Städten, aber auch in der Hauptstadt Bukarest war die weiße Pracht noch nicht getaut, sie hatte nur im Laufe der Zeit Schmutz angesetzt. Wenn eben möglich, blieben die Menschen in den mehr oder weniger gut und schlecht geheizten Wohnungen. So hielt sich selbst in der großen Stadt Bukarest der Verkehr in Grenzen.

Trotz aller Veränderungen war das Land noch immer relativ arm. Es gab eine Schicht, die gut verdiente, doch die meisten der Bewohner

lebten von der Hand in den Mund. Irgendwie war es noch wie damals. Die Korruption war überall. Es hatten sich auch Banden gebildet, die von Rumänien aus ins Ausland vorstießen, dort raubten und plünderten.

Spezialisiert hatten sie sich auf Tresore. So waren schon fast tausend Tresore von ihnen abtransportiert worden. Bevorzugtes Einbruchsland war Deutschland geworden, auch weil sie es dort mit einer ziemlich humanen Polizei zu tun hatten.

Über diese und weitere Probleme wußte Frantisek Marek, der Pfähler, zwar Bescheid, aber er kümmerte sich nicht darum, weil es nicht seine Aufgabe war. Sein Leben wurde durch andere Dinge diktiert, eben durch die Existenz der verfluchten Blutsauger, die Marek vernichten wollte.

Vor Jahren noch hatte man über ihn gelacht, ihn nicht für ernst genommen, aber die Zeiten hatten sich auch für ihn geändert. So war er schon von der Polizei anerkannt worden, auch wenn man es offiziell nicht zugeben wollte. Wenn aber wirklich Not am Mann war und ein Fall eintrat, wo die Polizisten vor einem Rätsel standen und dieser Fall zudem noch in eine bestimmte Richtung wies, dann wurde eben ein Mann wie Frantisek Marek hinzugeholt.

Außerdem wußten seine Landsleute auch, welche Geschichten und Legenden in diesem Land erzählt wurden, und nicht alle waren frei erfunden.

Daran mußte Marek denken, als er in dem kleinen Bahnwärterhaus hockte, seine Hände an der mit heißem Kaffee gefüllten Tasse wärmte und durch die angeschmutzte Scheibe nach draußen auf den großen Güter- und Verladebahnhof schaute, der so etwas wie ein Zentrum war. Von hier aus fuhren die Züge in alle Richtungen.

Aus diesem Grund war Marek nicht hier. Er wartete auf einen Mann, der einen seltsamen Namen hatte. Er hieß Goran Nägele, war zwar Rumäne, aber seine Vorfahren stammten aus Schwaben, und so hatte sich auch der Nachname gehalten.

Nägele war Polizist. Sogar ein recht hohes Tier. Ein Kommissar. Er hatte Marek die Nachricht zukommen lassen und ihm sogar einen Hubschrauber nach Petrila geschickt, der ihn abholte.

Noch immer mußte Frantisek lächeln, als er an die großen Augen der Einwohner dachte. Die Leute hatten nur staunen können, wie der Hubschrauber landete und Marek eingestiegen war. Und es hatte ihm Spaß gemacht, das gab er ehrlich zu.

Jetzt hockte er hier und wartete. Viele Informationen hatte man ihm nicht gegeben. Es würde sich alles noch aufklären, und deshalb blieb ihm nichts anderes übrig, als zu warten. Außerdem wollte Nägele Mareks Auftritt nicht zu offiziell werden lassen. Vor wem er sich da fürchtete, wußte der Pfähler auch nicht. Möglicherweise vor einem

Vorgesetzten, der noch das alte Schubladendenken pflegte und nicht akzeptieren konnte, daß es auch Dinge gab, die nicht so leicht erklärt werden konnten. Da war man sich bei den offiziellen Stellen noch nicht so einig, aber Nägele hatte einen Weg gefunden. Außerdem wußte er über Marek Bescheid. Er kannte dessen Erfolge, und das allein zählte nur.

Marek, der noch immer aus dem Fenster schaute und diesem so kahlen und irgendwo auch menschenfeindlichen Gelände gar nichts abgewinnen konnte, entdeckte eine einsame Gestalt, die einen gefütterten, braunen Ledermantel trug. Es war Goran Nägele, der beide Hände tief in den Manteltaschen vergraben hatte und sich gegen den widerlich kalten Wind stemmte. Zum Schutz trug er eine Fellmütze auf dem Kopf. Die beiden Klappen waren nach unten gedrückt worden und schützten seine Ohren.

Er schaute kurz zum Fenster hoch, dann stieg er die Leiter hinauf und erreichte die schmale Plattform, wo er auch die Tür öffnen konnte, um das kleine Haus zu betreten.

Der Schwall an kalter Luft erreichte auch Marek und ließ ihn für einen Moment schaudern.

Nägele schloß schnell wieder die Tür, schimpfte über die Kälte und nahm seine Mütze ab.

Der Mann sah aus wie ein Räuber aus den finstersten Wäldern der Karpaten. Sein Haar war pechschwarz, der Oberlippenbart ebenfalls. Die Augenbrauen paßten auch dazu, und seine Pupillen schienen aus geschliffenen Kohlestücken zu bestehen. Durch die Kälte war seine Haut weiß geworden und an den Wangen leicht bläulich angelaufen.

Die Mütze hängte er an einen Haken, den Mantel ebenfalls. Darunter trug er einen alten Anzug und als Wärmeschutz noch einen dicken Pullover.

Von Marek beobachtet ging er zu einem zweiten Stuhl und nahm darauf Platz. Er rieb seine Hände, sagte aber noch nichts, sondern nahm die Thermoskanne, schraubte den hellen Deckel auf und kippte den Kaffee dort hinein.

Obwohl er dampfte, fragte er: »Ist er noch heiß?«

»Ich hoffe es.«

»Das ist gut. Hier friert einem alles ab. Ich sehne mich schon nach dem Frühling.« Er trank den heißen Kaffee und war froh, daß er ihn durchwärmte.

Dann setzte er den Becher ab und zog die breiten Augenbrauen in die Höhe.

»Und?« fragte Marek.

»Es ist der fünfte.«

»Sie meinen das Opfer?«

»Ja.«

»Kann ich es sehen?«
»Jetzt schon, denn die anderen sind fertig.«
»Gut.«
»Ich trinke nur noch einen zweiten Becher leer, dann haben wir freie Bahn.«
»Das fünfte Opfer, sagten Sie?«
Nägele nickte. »Und alle sahen gleich aus. Völlig zerrissen.« Er schüttelte sich. »Da ist eine Bestie losgelassen worden. Eine, die tötet und Blut trinkt.« Er schüttelte sich wieder, trank einen großen Schluck und schaute Marek an. »Können Sie das verstehen? Können Sie sich ein Bild davon machen?«
»Unter Umständen schon.«
»Ich hatte gehofft, daß Sie es sagen würden. Da sehe ich schon einen kleinen Lichtblick. Wer die Opfer so zurichtet, Marek, der ist für mich kein Mensch mehr, sondern eine Bestie. Wissen Sie, ich habe lange nachgedacht, vor allen Dingen über die Berichte, die nur von den wenigsten Menschen akzeptiert werden. Wobei wir beim Thema Vampire wären. Aber das habe ich Ihnen schon am Telefon gesagt, und Sie versprachen mir, sich umzuhören. Es ist alles klar, das werden Sie getan haben, und ich bin froh darüber, daß wir beide reden können. Worauf ich aber zuerst hinauswill, ist die Art des Tötens. Es will mir einfach nicht in den Kopf, daß diese Menschen von einem Vampir gebissen worden sind.« Er zeigte auf einen Hals. »Bei einem Vampirbiß sieht man die Stellen, die kleinen Wunden, die Punkte, aber diese fünf Opfer sahen allesamt schrecklich und furchtbar aus. Sie standen auch nicht wieder auf. Sie waren eben tot und wirkten wie hingerichtet.«
»Das verstehe ich.«
»Gut, deshalb meine Frage: Am Telefon versprachen Sie mir, sich Gedanken zu machen. Wie weit sind Sie damit gekommen?«
Frantisek Marek hob die Schultern. »Tja, nicht sehr weit, wie ich zugeben muß.«
»Was hat Sie daran gehindert?«
»Es ist auch neu für mich. Aber ich kann Sie trotzdem trösten, denn mir ist tatsächlich meine jahrelange Erfahrung zugute gekommen, einschließlich meiner Erkenntnisse.«
Nägele lächelte dünn. »Das hört sich irgendwie gut an.«
»Es könnte ein Hinweis sein.«
»Ich höre zu. Die Zeit gönnen wir uns noch.«
Marek räusperte sich. Sein Blick bekam einen etwas verlorenen Ausdruck, als er nach vorn schaute, die Scheibe sah, aber das nicht wahrnahm, was sich hinter ihr abzeichnete. Er dachte an ganz andere Dinge, wobei er sich mit seinen Gedanken nicht zurückhielt und sie aussprach. »Wissen Sie, Kommissar, ich gehöre zu den Leuten, die ihre

Arbeit schon jahrelang mehr oder minder gut erledigen. Ich jage die Brut also seit langem, aber dabei ist es nicht geblieben, denn wer sich für eine bestimmte Arbeit engagiert, der benötigt auch Hintergrundmaterial.«

»Das verstehe ich.«

»Also fing ich an zu forschen. Ich suchte alles, was ich über Vampire nur finden konnte. Ich ging in Bibliotheken, las dort Bücher, hörte den Menschen zu, die Geschichten wußten, und bei der einfachen Bevölkerung war ich rasch bekannt. Ich will Sie nicht damit langweilen, was ich schon alles hinter mich gebracht habe, aber einen Erfolg habe ich dabei doch errungen. Vor nicht allzu langer Zeit fiel mir ein Papier in die Hände, bei einem Trödler. Es war eine in Fell eingewickelte Rolle, die der Mann irgendwo aufgetrieben hatte. Ich habe viel bezahlen müssen, um die Rolle zu bekommen, doch ich wollte sie unbedingt haben. Der Trödler hatte mich einen Blick auf das Geschriebene werfen lassen, und die Worte hatten mich einfach fasziniert.«

»Wie alt waren die Papiere denn?«

Marek wartete ab, bis sich Nägele eine Zigarette angezündet hatte. Erst dann antwortete er: »Einige Jahrhunderte waren sie bestimmt alt. Und sie waren gut zu lesen, denn in dem Fell hatten sich diese Rollen gut gehalten. Aber ich möchte nicht abschweifen. Ich kaufte die beiden Papiere für teures Geld, nahm sie mit und kümmerte mich in Petrila genauer darum. Es waren die Aufzeichnungen einer alten Frau, die Jovanka hieß. Sie wohnte in einem kleinen Ort, den es heute nicht mehr gibt, aber sie beschrieb eine Zeit des Grauens und der Kriege. Die Zeitspanne, in der auch der Blutfürst Dracula regiert hat. Und sie schrieb über ein schreckliches Monstrum, eine Bestie, nicht Vampir, nicht Wolf, sondern eher ein Mittelding zwischen beiden. Dieses Ungeheuer brachte Angst und Schrecken. Die Menschen in den kleinen Orten fürchteten sich wie wahnsinnig vor ihm. Trotzdem gelang es einigen Mutigen, diese Bestie zu fangen. Ein Pfarrer und vier Helfer hatten bereits ein Grab ausgehoben, das Monstrum in eine Kiste gesteckt und ein Kreuz daraufgelegt. Doch die Bestattung konnte nicht mehr erfolgen. Wie sich jedoch dieser Vampirwolf aus seinem Gefängnis hatte befreien können, ist mir nicht bekannt. Jedenfalls kam er frei, und er tötete den Popen. Seitdem ist er verschwunden, aber wenn Sie jetzt den Kopf schütteln wollen, dann möchte ich Ihnen sagen, daß auch die Morde des Untiers genau beschrieben wurden. Sie gleichen denen, mit denen Sie zu tun haben, aufs Haar.«

Mehr sagte Marek nicht. Er wollte Nägele erst einmal gedanklich zur Ruhe kommen lassen.

Der Kommissar warf seine Kippe auf den Eisboden und trat sie aus. Den Rest des Rauches ließ er durch seine Nasenlöcher strömen und

hob die Schultern.
»Was sagen Sie dazu?«
»Wenn ich das richtig bedenke, Marek, haben wir es mit einem Killerwesen zu tun, das bereits seit Jahrhunderten existiert.«
»Richtig.«
»Und Sie glauben den Aufzeichnungen der Frau?«
Der Pfähler verzog sein faltenreiches Gesicht, dessen Haut ebenso grau war wie sein Haar. »Warum sollte diese Jovanka gelogen haben? Sie hat sogar im Namen des Allmächtigen unterschrieben, und das setze ich mit einem Eid gleich.«
Goran Nägele nickte. »Es könnte hinkommen.«
»Wir müssen uns doch fragen, Kommissar, ob wir es glauben sollen oder nicht. Für mich ist es wirklich die einzige Erklärung für diese Taten, die heute passiert sind. Der Vampirwolf hat überlebt, und er hat sich versteckt gehalten. Er zeigt sich zwar noch immer nicht, aber er hinterläßt eine verdammt grausame und blutige Spur.«
Nägele nickte. »Ja - leider. Es sind fünf Tote bisher, und ein Ende ist nicht abzusehen.«
»Genau.«
»Dann werden Sie ihn jagen?«
Marek nickte. »Das habe ich mir vorgenommen, und ich überlege auch, ob ich mir nicht Hilfe von meinen Freunden aus London hole. Aber das möchte ich abwarten.«
Wieder nickte Nägele. Dann sagte er: »Er muß sich, so meine ich, hier in der Nähe aufhalten.«
»Wie kommen Sie darauf?«
»Das ist ganz einfach. Die Leichen haben wir alle hier auf oder in der Nähe des Bahnhofs gefunden. Er wird sein Versteck in den Wäldern verlassen haben, um sich in bewohnteren Gegen den auszutoben, behaupte ich mal. Ob ich recht damit habe, weiß ich nicht, aber es ist immerhin eine Spur. Außerdem hat er sich ein recht günstiges Gelände ausgesucht. Hier kann er töten, hier findet er Opfer, aber er hat hier auch die entsprechende Deckung, um sich zu verstecken. Wir schauen uns diesen Bahnhof mal an. Er ist weit verzweigt. Von hier fahren die Züge in alle Herren Länder, und ich will nicht immer wissen, was sich in den Waggons befindet. Aber das ist zweitrangig. Für uns muß nur zählen, daß wir die Bestie erwischen.« Er fügte noch den Namen hinzu und schüttelte den Kopf.
»Was haben Sie gegen einen Vampirwolf?« fragte Marek.
»Nichts, im Prinzip. Aber ich habe weder an Vampire geglaubt, noch an Werwölfe. Und, wenn ich jetzt mit einer Mischung zwischen beiden konfrontiert werde, komme ich damit erst recht nicht zurecht. In meiner Eigenschaft als Polizist. Menschlich sehe ich das durchaus anders.«

»Warum?«
»Ich habe zu unterscheiden gelernt. Man muß hin und wieder unkonventionelle Wege gehen, um einen Erfolg zu haben. Und man muß schweigen können.«
»Was Sie getan haben?«
»Ja, denn es geht auf meine Kappe, daß Sie hier sind, Marek.« Er griff in seine Jackentasche und holte eine Flasche hervor, die mit einer gelblichen Flüssigkeit gefüllt war. Er drehte den Deckel auf, und Marek konnte den warmen Schnaps bereits riechen, denn süßlich scharfer Geruch wehte in seine Nase.
»Wollen Sie einen Schluck?«
»Was ist das?«
»Kräuterlikör von einem befreundeten Bauern. Wenn sie den trinken und anschließend einen Vampir anhauchen, dann flüchtet der sofort.«
»Dann nehme ich einen.«
»Wohl bekomm's«, sagte Nägele und reichte Marek die Flasche. Der roch erst, dann setzten er die Öffnung gegen die Lippen, trank einen Schluck und schluckte ihn.
Der Kommissar beobachtete ihn gespannt. Er war beinahe enttäuscht, daß sein Gegenüber als Reaktion nur ein Nicken zeigte. »Gut«, sagte er dann.
»Mehr nicht?«
»Nein.« Marek grinste, denn er wußte genau, worauf der andere hinauswollte. »Ich gehöre selbst zu den Leuten, die hin und wieder einen gesunden Schluck brauen. Fremden heben sich schon mal die Zehennägel, aber ich habe eine Kehle und einen Magen aus Leder, da kann man schon was vertragen.«
»Ja, das meine ich auch.« Nägele nahm ebenfalls einen Schluck. Im Gegensatz zu Marek mußte er sich schütteln, war aber der Meinung, daß es ihm trotzdem gutgetan hatte.
Frantisek stand auf. »Ich denke mal, wir sollten hinaus in die Kälte gehen. Schließlich möchte ich den Toten sehen. Bisher habe ich mich nur anhand der alten Aufzeichnungen orientieren können.«
»Sofort, Marek. Eine Frage hätte ich nur noch. Sie bereitet mir wirklich Kopfzerbrechen.«
»Raus damit!«
»Warum - meinen Sie - hat sich dieses Wesen erst jetzt durch seine Taten gezeigt?«
»Hat er das denn?«
»Natürlich, wir…«
»Moment, Kommissar. Ich gehe davon aus, daß es sich in den vergangenen Jahrhunderten ebenfalls nicht still verhalten hat. Nur ist nichts von dem ans Tageslicht getreten. Es fiel keinem auf.«
Goran Nägele blies seinen Atem über den Tisch hinweg. »Das könnte

stimmen.«

Der Pfähler hatte bereits nach seinem Mantel gegriffen und ihn vom Haken geholt. Er bestand auch aus Leder, war fast schwarz und mit Fell gefüttert. Die dazugehörige Mütze steckte in der rechten Tasche. Marek setzte sie aber noch nicht auf, sondern behielt sie in der Hand. Erst als die beiden draußen auf der Plattform standen, schützte Marek seinen Kopf.

Der Pfähler wußte, daß ihm ein verdammt harter Fall bevorstand. Möglicherweise einer der härtesten in seinem Leben. Aber er war guten Mutes. Seit kurzem brauchte er sich nicht mehr nur auf seinen alten Eichenpflock zu verlassen, er hatte inzwischen eine neue Waffe bekommen, das Vampirpendel, das wie ein Sensor auf das Vorhandensein der Blutsauger reagierte. Und sicherlich auch auf eine Mutation von Vampir und Werwolf…

***

Schon nach wenigen Minuten hatte der Pfähler den Eindruck, durch unsichtbares in der Luft treibendes Eis zu gehen, so kalt war der Wind. Wie mit zahlreichen Messern gespickt schnitt er in seine Gesichtshaut.

Er hielt den Kopf gesenkt, der von seiner Mütze einigermaßen geschützt wurde, und auch die Ohren waren unter den nach unten gedrückten Klappen verschwunden.

Die Gegend hier war nicht nur vom Wetter her kalt, auch landschaftlich machte sie einen ungemütlichen und abweisenden Eindruck. Die zahlreichen Schienenpaare, die vielen Leitungen, die alten und schmutzigen Waggons, die Signale, die Lichter, das Rollen der Räder über die Metallstränge, das Pfeifen der Loks oder die harten Geräusche, die entstanden, wenn die Waggons zusammengekuppelt wurden.

Selbst der Atem schien vor ihren Lippen zu gefrieren, und Marek fuhr mit dem Handballen einige Male über seine Nasenspitze hinweg, denn er wollte nicht, daß ihm die Nase einfror.

Wenn sich der Winter so zeigte, konnte man ihn nur hassen.

Man konnte dieser Umgebung nichts Positives abgewinnen. Selbst die silbrige Eisschicht auf vielen Metallteilen sah schmutzig aus. Sie hatte sich eben den Umständen angepaßt.

Die beiden Männer gingen nebeneinander her. Sie schauten zu Boden, um den Hindernissen auszuweichen, die sich in Form von Gleisen oder Schotter aufbauten. Nicht weit entfernt rollte eine alte Diesellok vorbei, die ihnen den Geruch von Öl und Metall entgegentrieb.

Hier wurde gearbeitet, rangiert. Manchmal hallten die megaphonverstärkten Stimmen der Arbeiter an ihre Ohren. Das Eis wollte sich überall bilden, sogar in ihren Augen wurde das

Tränenwasser hart. Kein gutes Wetter, um Blutsauger zu jagen, dachte Marek und schaute in die Richtung, in die der ausgestreckte Arm des Kommissars wies.

»Da ist es passiert! Zumindest haben wir den Toten dort gefunden.«

Es war ein freier Platz zwischen den Schienen, aber auch durch ein kleines Haus gebaut.

Die Mitarbeiter des Kommissars hatten den Ort noch nicht verlassen. Mit der Untersuchung aber waren sie durch. Nun standen sie zusammen, unterhielten sich, rauchten und sahen aus, als wären sie dabei, allmählich zu erfrieren.

Als jemand die beiden Ankömmlinge sah, gab er den anderen Bescheid. Vier Augenpaare richteten sich auf Marek und den Kommissar.

»Was befindet sich in dem Haus dort?« fragte Frantisek.

»Nichts von Bedeutung. Nur Werkzeuge und Geräte. Zumeist wird das Haus als Pausenraum benutzt.«

»Ist der Mann dort getötet worden?«

»Nein, vor dem Haus, wo er auch noch liegt.«

»Wann ungefähr passierte das?«

»Kurz nach Mitternacht. Jemand von der Nachtschicht hat ihn gefunden, er ist beinahe über die Leiche gestolpert. Ich habe bewußt dafür gesorgt, daß der Mann erst nach unserer Besichtigung abtransportiert wird.«

»Kennt man seinen Namen?«

»Ja, aber der ist unwichtig. Früher hat der Tote hier auf dem Gelände gearbeitet.«

Mehr brauchte und wollte Marek nicht wissen. Sie stoppten ihre Schritte, als sie die Plane erreicht hatten, die über der Leiche lag. Der Kommissar bückte sich und zog sie zur Seite.

Marek starrte auf den Toten!

Er schluckte, denn dieser Mann sah wirklich schlimm aus. Er war durch einen Biß getötet worden, allerdings nicht durch einen normalen Vampirbiß, sondern durch ein Maul, in dem Zähne hatten wachsen können wie Säbel.

Das Blut hatte sogar eine dünne Eisschicht bekommen, und es sah beinahe so aus, als hätte dieses Gebiß den Kopf des Mannes vom Rumpf getrennt. Grauenvoll.

»Nun, Marek, was sagen Sie?«

»Decken Sie den Toten wieder zu. Ich habe genug gesehen.«

Das tat der Kommissar, und er erklärte seinen Leuten, daß sie die Leiche abtransportieren konnten.

Die beiden Männer aber gingen zur Seite und blieben im Schutz der kleinen Mauer stehen, wo es nicht ganz so kalt war, weil der Wind abgefangen wurde.

»Haben Sie das schon einmal gesehen, Marek?«
»Nein, nicht so.«
»Wie denn?«
»Ich kenne natürlich Vampiropfer. Ich weiß, wie sie aussehen. Ich habe die Einstiche am Hals oft genug gesehen. Sie sehen ja noch aus wie Menschen, obwohl sie nicht mehr sind als seelenlose Roboter, auch wenn sie auf zwei Beinen gehen.«
»Und wie verhält es sich mit Werwölfen?«
Der Pfähler schüttelte sich in Gedanken das Eis vom Rücken. »Das ist etwas anderes. Werwölfe zerfetzen ihre Opfer, wenn ich das mal so drastisch ausdrücken darf. Sie kennen kein Erbarmen. Sie fallen über die Menschen her, aber sie konzentrieren sich dabei nicht nur auf die Kehle, wie es hier der Fall gewesen ist.«
»Und hier waren also beide am Werk?«
»Ja, zwei in einem.«
Nägele schüttelte den Kopf. Er fluchte leise vor sich hin und schaute zu, wie die Leiche abtransportiert wurde. »Der fünfte«, flüsterte er, »der fünfte Tote, und wir haben nicht den kleinsten Hinweis auf den Mörder.«
»Aber in der Theorie«, sagte Mark.
Nägele fuhr herum. »Was nützt mir das? Nichts, gar nichts. Oder können Sie mir sagen, wo Sie ihn suchen wollen? Ich kann mir nicht vorstellen, daß er sich noch hier in der Nähe aufhält.«
Der Pfähler wiegte nur seinen Kopf, was den Kommissar erstaunte. »Wieso? Denken Sie anders darüber?«
»Ein wenig schon.«
»Da bin ich gespannt.«
»Zunächst einmal möchte ich festhalten, daß ich kein Polizist bin. Ich denke oft anders, handle aus dem Gefühl heraus, aber eines ist doch Tatsache. Die Morde sind in einem bestimmten Umkreis geschehen. Nicht weit entfernt von diesem Ort, würde ich sagen.«
»Richtig.«
»Alle auf dem Bahngelände?«
»Fast. Zumindest drei. Die anderen beiden Toten fanden wir nicht weit entfernt.«
»Dann scheint er hier eine neue Heimat gefunden zu haben!« erklärte Marek.
»Meinen Sie das im Ernst?«
»Warum nicht? Das Gelände liegt günstig. Wir stehen hier auf einem gewaltigen Areal, das zudem gute Verstecke birgt. Er hat hier viele Möglichkeiten…«
»Hm.« Der Kommissar überlegte. »Warum gerade hier? Will er sich nur verstecken, oder hat er etwas anderes vor?«
»Damit müssen wir auch rechnen.«

»Ich wüßte es nicht.«
Frantisek lächelte. »Ja, das ist auch natürlich, aber ich möchte meine Phantasie spielen lassen und Sie daran erinnern, wo wir uns hier befinden.«
»Auf einem Güterbahnhof.«
»Auf dem reges Treiben herrscht, Kommissar.«
Nägele lachte plötzlich auf. »Jetzt weiß ich endlich, auf was Sie hinauswollen. Sie denken an die Fluchtmöglichkeit, die es hier gibt. Er kann sich in einem Wagen verstecken und sich irgendwo ins Nirgendwo hinfahren lassen.«
»Das sehe ich so.«
Nägele schaute den Pfähler mit seinen dunklen Augen starr an. »Dann sehen wir dumm aus.«
»Na ja, so ganz will ich das nicht unterschreiben.«
»Was hält Sie davon ab?«
Marek wollte sich nicht so recht in die Karten schauen lassen und sagte: »Sie werden sicherlich einen Plan haben, denke ich.«
»Keinen genauen.«
»Woran haben Sie denn gedacht?«
»An eine Überwachung des Geländes hier. Und zwar Tag und Nacht. In dieser Falle sollte sich die Bestie verfangen.«
Der Pfähler lächelte nur. »Glauben Sie wirklich, daß er so dumm sein wird?«
»Ich weiß, der Plan hat Tücken, aber ich habe keine bessere Möglichkeit gefunden.«
»Lassen Sie es sein, Kommissar!«
»Gut gebrüllt, Löwe. Aber ich kann mich nicht hinsetzen und die Hände in den Schoß legen.«
»Doch, können Sie!« Mareks rechter Zeigefinger schnellte vor. »Das können Sie ohne weiteres.«
»Würden Sie mir das erklären?«
»Immer. Geben Sie mir die folgenden Stunden und auch die der nächsten Nacht. Dann sehen wir weiter.«
Nägele holte tief Luft. Er strich dabei über seine Mütze. »Wenn ich Sie richtig verstanden habe, obwohl Sie nur indirekt gesprochen haben, wollen Sie sich in der folgenden Zeit hier auf dem Gelände herumtreiben und nachschauen.«
»Das hatte ich vor.«
»Sie hoffen darauf, daß er wieder zurückkehrt.«
»Ja.«
»Und dann?«
»Werden wir sehen.«
Der Kommissar zierte sich. Er verzog das Gesicht, als hätte er in eine Zitrone gebissen. »Verdammt noch mal, das ist zwar alles gut und

schön, aber das kann ich auf keinen Fall verantworten, Marek.«
»Warum nicht?«
»Es geht nicht. Ich bin für Sie verantwortlich. Wenn ich sie als sechstes Opfer hier finde, dann…«
»Moment mal. Das ist nicht sicher. Außerdem sollten Sie daran denken, daß Sie es gewesen sind, der mich geholt hat. Sie allein, Kommissar, ohne Rückendeckung ihrer Vorgesetzten. Es weiß doch niemand von meinem Auftauchen, oder?«
»Das stimmt schon.«
»Jemand, der von außerhalb hergekommen ist und sein Leben verloren hat. Sie haben damit nichts am Hut. Ihnen persönlich wird man nichts ankreiden. Ist das eine Lösung? Vorläufig, meine ich natürlich.«
»Sie könnte es sein.«
»Aber…?«
»Sie gefällt mir nicht.«
Marek verzog den Mund. Jetzt hatte er in den sauren Apfel gebissen, aber er beharrte auf seinem Standpunkt.
Der Pfähler spürte die Ungeduld in sich hochsteigen. »Ich will mich nicht beschweren, Kommissar Nägele, aber ich brauche jetzt eine Entscheidung.«
Nägele senkte den Blick. Dabei hob er die Schultern, bis er schließlich nickte. »Also gut, Marek, wir brauchen eine Entscheidung. Das verstehe ich. Und ich sage Ihnen, daß ich mich entschieden habe. Sie können Ihren Willen durchsetzen.«
Der Pfähler lächelte. »Das ist gut. Sie werden es bestimmt nicht bereuen.«
Der Kommissar gab sich erstaunt. »Das klingt so, als hätten Sie die Bestie schon so gut wie gefangen.«
»Damit rechne ich.«
»Und wie wollen Sie das anstellen, zum Teufel!«
»Nicht mit des Teufels Hilfe, aber glauben Sie mir, ich habe schon meine Methoden.«
»Ja.« Nägele nickte. »Das nehme ich Ihnen auch unbesehen ab. Daran glaube ich fest.«
»Wunderbar.« Marek streckte dem Kommissar die Hand hin. »Dann werde ich wieder von mir hören lassen.«
Nägele schüttelte nur den Kopf. »Sie sind nicht nur verrückt, sondern auch lebensmüde.« Er schlug trotzdem ein. »Viel Glück, Marek, ehrlich.«
»Danke.«
Kommissar Nägele drehte sich um und verschwand. Er ging davon wie ein alter Mann.
Frantisek Marek aber atmete tief durch. Er war endlich allein, und

genau das hatte er sich gewünscht.

***

Der Kommissar war kaum aus seinem Sichtbereich verschwunden, als Marek die Tür des kleinen Hauses aufzog und sich durch den Spalt in die dahinter liegende Düsternis drückte.

Er ließ die Tür ein wenig offen, so konnte er sehen, wenn sich jemand näherte, aber er selbst wurde eben nicht beobachtet, und darauf kam es ihm an.

Seine Handschuhe ließ er an, als er den Mantel aufknöpfte und die Hand in die linke Innentasche seiner dicken Stoffjacke versenkte. Dort befand sich das, worauf er sich verlassen wollte. Dem Kommissar hatte er bewußt nichts von dem Vampirpendel berichtet. Er brauchte ja nicht alles zu wissen.

Marek bewegte sich langsam, als verspürte er dabei einen gewissen Genuß. Und so ähnlich war es auch. Es ging ihm jetzt besser, denn die Jagd war eröffnet worden, und sein Instinkt sagte ihm, daß der Vampirwolf nicht zu weit entfernt in einem Versteck hockte und auf neue Opfer wartete.

Sollte sich tatsächlich in seinem Innern ein starker Vampirkeim befinden, bestand für Marek durchaus die Chance, dieses Wesen zu finden. Das Pendel würde ihm den richtigen Weg weisen.

Er hatte es jetzt hervorgeholt, hielt die Schnur mit zwei Fingern fest und schaute auf den nach unten hängenden Stein, der eine ovale Form zeigte, wobei sich auf seiner Fläche ein verzerrtes Gesicht abmalte.

Es war das Gesicht der alten Zigeunerin Zunita, einer Hexe, der es gelungen war, Vampire aufzustöbern. Man hatte sie vor langer Zeit verbrannt, und sie hatte zu dem Zeitpunkt gelebt, zu dem auch der Vampirwolf die Gegend unsicher gemacht hatte. Vielleicht waren beide sogar zusammengetroffen. Wer konnte das schon in dieser Zeit wissen?

Marek schaute sich den Stein an. Zwar fuhr der kalte Wind wie ein Eishauch durch die offene Tür, aber Marek stand so, daß er das Pendel nicht erreichte.

Der Stein hing am Band, ohne sich zu bewegen. Nichts, aber auch gar nichts tat sich, denn auch Mareks Hand zitterte nicht. Hätte sich ein Vampir in der Nähe versteckt gehalten, dann wäre das Pendel ausgeschlagen, und Marek hätte Bescheid gewußt.

So aber geschah nichts.

Der Pfähler hatte auch damit gerechnet und war deshalb nicht enttäuscht. Sicherheitshalber drehte er noch eine Runde durch den kleinen Bau, dann steckte er das Pendel wieder ein und verließ den kleinen Bau.

Vor der Tür blieb er stehen und schaute sich um, weil er dem Frieden

- insbesondere dem Kommissar – nicht so ganz traute. Er konnte sich Nägele gut in einem sicheren Versteck vorstellen, von wo aus er Marek beobachtete, doch das Risiko mußte der Pfähler einfach eingehen.

Der große Güterbahnhof bot zahlreiche Möglichkeiten, um sich zu verbergen. Marek befand sich in einem Teil, wo nicht gearbeitet wurde. Hier standen zumeist die abgestellten Waggons in Gruppen auf den verschiedenen Gleisen.

Er sah Tankwagen, Spezialtransporter, Rungenwagen.

Irgendwie hakten sich seine Gedanken daran fest. Gab es ein besseres Versteck für die Bestie als einen Waggon. Die Polizei hatte sie nicht alle durchsucht, das wollte er nachholen. Dabei war er auf sich allein gestellt und würde nach seiner Methode der Vampirbekämpfung vorgehen.

Es fuhren nicht nur Dieselloks, auch eine alte Dampflok. Er sah in der Ferne die Rauchwolken zum Himmel steigen.

Dann machte er sich auf den Weg.

Einen Plan hatte sich Marek nicht ausgedacht. Er würde einfach der Nase nach laufen, hin und wieder das Pendel hervorholen und auf einen Ausschlag warten.

Allmählich verließ er den Güterbahnhof. Er gab auch acht, immer weit genug von den Schienen entfernt zu sein, denn auch Güterzüge konnten sich schnell nähern, und dann hatte er das Nachsehen, wenn sie ihn erwischten.

In seinem Rücken hörte er ein Grollen und Donnern, das nicht aufhörte, sondern an Stärke zunahm.

Er warf einen Blick zurück und schaute gegen die Front seiner gewaltigen Lok, die ihm vorkam wie ein Monster aus Stahl. Es schien direkt auf ihn zuzurollen. Wenig später atmete der Pfähler auf, denn er sah, daß der Zug an ihm vorbeirollen würde. Man konnte auf so einem Areal nicht vorsichtig genug sein.

Der Wind erwischte ihn noch, und Marek duckte sich. Seiner Meinung nach rollte der Zug nicht aus dem Bahnhof, und er hatte recht, denn sehr bald schon bog die Schlange nach rechts ab, wo das Gleis an eine alte Rampe heranführte.

Marek setzte seinen Weg fort. Er kämpfte gegen die Kälte an. Er sagte sich, daß es Irrsinn war, durch diese eisige Luft zu laufen, auf der anderen Seite aber dachte er an den Vampirwolf, und diese Gedanken waren jedesmal Adrenalinstöße, die durch seinen Körper huschten und ihn wieder aufrichteten.

Er mußte gegen die Kälte ankämpfen. Zum anderen trieb ihn die Gier dorthin, wo seine Feinde lauerten. Es war eine Sucht. Er konnte nicht anders. Er mußte die Blutsauger stellen. Es war einfach für ihn die Aufgabe geworden, für die es sich zu leben lohnte.

Die heftigen Gehbewegungen ließen Mareks inneren Motor nicht erkalten. Wenn er sich auf der Jagd befand, dachte er auch nicht mehr über sein Alter nach. Da gab es dann Tage, wo er sich wie ein junger Mann fühlte, und diesen Zustand hatte er beinahe erreicht.

Die Leiche war auf einem Teil des Güterbahnhofs gefunden worden, wo die Arbeit ruhte. Die Geräusche waren nicht zu überhören. Marek lief dorthin, wo der Betrieb in vollem Gange war. Waggons wurden aneinandergekoppelt. In der klaren Luft hörte er die Geräusche besonders deutlich, und er schaute automatisch mehr nach rechts, wo ein Zug abfahrbereit auf dem Gleis stand.

Der mächtigen Lok schien man die Kraft anzusehen. Marek schaute sich um, bevor er mehrere Gleise überquerte, dann huschte er auf die schmutzigen Waggons zu und bewegte sich in deren Schlagschatten weiter.

Er ging nicht mehr so schnell. Er schaute an der Fassade entlang und stellte fest, daß sich das dicke Eis wie eine Schicht auf die Außenseiten gelegt hatte. Die Dächer hatten ebenfalls einen silbrigen Schleier bekommen, wobei Marek darüber nachdachte, weshalb er gerade von dieser Wagenschlange so fasziniert war.

Er blieb stehen, als er die Stimmen hörte. Dann huschte er plötzlich in die Lücke zwischen zwei Waggons, denn die Gestalten zweier Männer waren in sein Blickfeld gelangt.

Er blieb stehen. Trotz der dicken Handschuhe fror er. Die Männer kamen nicht näher, aber die Stimmen blieben. Die beiden Arbeiter sprachen davon, daß die Wagen in den nächsten zehn Minuten starten würden. Marek nahm diese Nachricht auf, ohne groß darüber nachzudenken, aber er behielt sie durchaus im Gedächtnis.

Er streifte seinen rechten Handschuh ab. Die dicke. Jacke hatte er nicht völlig geschlossen. So war es recht einfach für ihn, sein Pendel zu erreichen; aus einem besonderen Grund hatte er danach gegriffen. Marek war schlichtweg seinem Gefühl gefolgt, und er ließ den Pendelstein, der auf die bösen Kräfte in der Umgebung reagierten, nach unten baumeln.

In der Lücke zwischen den Hindernissen herrschte so gut wie kein Wind. Hier stand die Kälte und hatte sich auch in das Metall hineingefressen.

Der Pfähler schaute nach unten. Sein Blick galt einzig und allein dem Stein.

Noch rührte er sich nicht. Er hing durch. Keine einzige Bewegung. Nicht das leichteste Zittern.

Oder doch?

Frantisek spürte es.

Es war wie ein leichter Stromschlag, und zugleich trieben die Hitzewellen trotz der Kälte durch sein Gesicht.

Da war etwas.

Nicht er hatte es aufgespürt, sondern das Pendel. Es hatte sich leicht bewegt, gezittert, und plötzlich erlebte der Pfähler den ersten Ausschlag.

Der Stein mit dem Gesicht der alten Zunita darauf, bewegte sich diesmal von allein.

Er schlug nach rechts, schwang wieder zurück, dann bewegte er sich nach links.

Er pendelte.

Zuerst hielt der Pfähler den Atem an, dann ließ er ihn zischend ausströmen. Er wußte plötzlich Bescheid, was hier geschehen war.

In der Nähe lauerte das Böse!

Es mußte der Vampirwolf sein, und Marek hatte plötzlich die Kälte vergessen. Er war wieder zu einem Jäger geworden, der seinem Namen alle Ehre machen wollte.

Andere hätten sich vielleicht aufgeregt oder die Nerven verloren. Nicht so Frantisek Marek. Er war und blieb eiskalt. Er spürte nur innerlich das Brennen, dieses Gefühl, den Blutsauger endlich in der Nähe zu wissen.

Sein Blick war nach unten gerichtet. Er beobachtete das Pendel. Es schwang von einer Seite zur anderen. Sehr leicht, als würde es von einer nicht sichtbaren Kraft geführt.

Marek konzentrierte sich auf die Augen in dem versteinerten Gesicht. Es sprang hervor. Die Augen waren böse Glotzer, und Marek sah darin das rötliche Schimmern.

Wieder durchschoß ihn die Lohe. Wenn die Augen anfingen zu leuchten, dann konnte das grausame Zielobjekt nicht weit entfernt sein. Plötzlich lächelte er. Es war das Lächeln des Wissenden und des Siegers. Irgendwo in der Nähe mußte die Bestie lauern.

Seine Annahme, daß sich der Vampirwolf möglicherweise in einem der Waggons verborgen hielt, um sich zu einem anderen Ziel transportieren zu lassen, verdichtete sich immer mehr. Er hatte es schlau angestellt und würde in dieser Umgebung wohl keine Opfer mehr hinterlassen.

Marek wollte und mußte etwas tun. Er überlegte. Ein Mensch wie er war frei. Was wichtig war, trug er bei sich. Geld und Papiere, und natürlich seinen Pfahl. Er würde sich nicht zurückziehen, er wollte bleiben, und er wollte auch das Knirschen der Knochen hören, wenn er seinen Pflock in den Körper des Monstrums jagte.

Noch war der Güterzug nicht abgefahren. Marek bekam die Chance, herauszufinden, wo sich der andere unter Umständen versteckt haben könnte. Er steckte das Pendel in die Außentasche seiner Jacke, wo es jederzeit greifbar war. Dann schob er seinen Körper vor und schaute nach rechts, an der Seite der Wagenschlange entlang.

Die Lok konnte er sehen.

Die Stimmen der Männer hörte er nicht mehr. Er glaubte auch nicht daran, daß die Bestie einen der weiter vorn angekoppelten offenen Waggons benutzen wollte. Auf ihnen lag Schrott.

Die geschlossenen Wagen schienen wichtiger zu sein.

Drei standen zur Auswahl, dann begann die Reihe der offenen Waggons. Marek bewegte sich an dem ersten vorbei. Er schleifte mit der Jacke an der Eiskruste entlang. In seinem Innern spürte er das berühmte Kribbeln des Jägers. Die Augen leuchteten kalt. Auf der linken Wange war ein Tränentropfen zu einer Eisperle gefroren.

Dann stand er neben der Schiebetür. Sie war geschlossen. Aber sie ließ sich leicht öffnen.

Beobachtet wurde Marek nicht, das hatte er mit einem schnellen Rundblick herausgefunden.

Er schaute sich die Tür an, die er aufschieben mußte, um in den Wagen zu klettern. Man hatte sie nicht mal mit einem Schloß gesichert. Marek nutzte die günstige Gelegenheit und umfaßte den Griff. Vorher legte er noch einen Hebel um, dann zerrte er mit beiden Händen und mit aller Kraft an der Tür, um sie in Bewegung zu setzen.

Der Pfähler wollte sie nicht ganz aufschieben. Ein Spalt reichte ihm bereits.

Er war nur ein wenig breiter als er selbst. Marek fand die Trittstufe, schwang sich hoch und zwängte sich hinein. Der Wagen war nicht bis zum Rand vollgeladen. Marek drehte sich. Kniend schob er die Tür wieder zu, um sich danach aufzurichten.

Tief atmete er durch.

Zwischen den Wänden war es kalt, aber nicht so schneidend wie draußen.

An sein Pendel dachte der Pfähler zunächst nicht. Wichtig waren für ihn die Realitäten, mit denen er sich vertraut machen mußte. Vor allem die Dunkelheit.

Als er wieder normal stand, knöpfte er seine Jacke auf. Darunter trug er den dicken Pullover, auch ein Hemd und unter der normalen Hose noch eine lange Unterhose. Die Schuhe waren so groß, daß er hatte zwei Paar Socken überstreifen können, und in den weiten Taschen der Hose steckte so einiges, was er benötigte, unter anderem ein altes Sturmfeuerzeug.

Es ersetzte zwar keine Taschenlampe, aber seinen Dienst würde es erfüllen.

Marek schaltete sein Feuerzeug ein. Die Ladung bestand aus Jutesäcken, deren Inhalt er nicht erkennen konnte. Jedenfalls waren sie prall gefüllt. Marek hatte wenig Platz um sich bewegen zu können. Im Licht der Feuerzeugflamme schaute er sich die Säcke genauer an, wobei ihm auffiel, daß sie an verschiedenen Stellen silbrig

schimmerten.

Dort war der Inhalt durch die feinen Maschen gedrungen, aber er war außen nicht gefroren, wie es zunächst den Anschein gehabt hatte.

Marek trat näher heran. Er stemmte sich mit dem Knie gegen einen der Säcke.

Er lauschte dem Knirschen. Es waren ungewöhnliche, kratzende und schabende Geräusche, die er zunächst nicht einzuordnen wußte. Deshalb glaubte er auch nicht daran, daß sich in den Säcken Papier befand. Er zog seinen rechten Handschuh aus und faßte das an, was sich durch die Lücken des Materials gedrückt hatte.

Nein, Papier war es nicht. Dazu war es zu hart und auch zu schneidend, wobei Marek plötzlich zusammenzuckte, als er den Schmerz an seinem Zeigefinger spürte.

Er schaute nach. In der Feuerzeugflamme sah er den schmalen Blutstreifen, der wie ein dünner, roter Pinselstrich auf seiner Haut lag. Er ärgerte sich darüber, weil er nicht vorsichtig genug gewesen war. Auf der anderen Seite aber lockte das Blut die Vampire und ähnliche Bestien an, und er hoffte, daß sie auch bei ihm keine Ausnahme machen würden.

Marek leckte das Blut weg. Der Schnitt war nicht groß, und es quoll auch kein Blut nach.

So konnte er sich weiterhin auf seine Aufgabe konzentrieren. Die Säcke hatte man einfach nur aufgestellt und nicht gesichert. Während der Fahrt konnten sie nicht umkippen, dafür standen sie zu eng. Und wenn doch, spielte das keine große Rolle. Ihr Inhalt bestand aus Draht oder Aluminiumabfällen. Wohin sie transportiert werden sollten, wußte er nicht, aber auf das Ziel der Reise kam es ihm nicht an. Marek ging es einzig und allein um den Vampirwolf.

Noch stand der Wagen. Nur hatte es Frantisek im Gefühl, daß sie nicht mehr lange warten würden, bis die Reise begann.

Er hielt bereits nach einem Platz Ausschau, wo er sich niederlassen sollte.

Zwischen der Tür und den Säcken, gegen die er sich mit seinem Rücken lehnen konnte.

Marek streckte die Beine aus, fragte sich selbst, ob es verrückt war, was er tat, aber er war im landläufigen Sinne kein normaler Mensch, er war Marek, der Pfähler. Solange er lebte, würde er die Bestien jagen. Dafür war er bereit, viele Schwierigkeiten in Kauf zu nehmen.

Außerdem war er allein. Er brauchte auf keinen anderen Menschen Rücksicht zu nehmen. Er konnte einzig und allein für seine Aufgabe leben, und das tat ihm gut.

Ein Vampirwolf!

Schrecklich, furchtbar. Ein Monstrum, das aus vergangener Zeit übriggeblieben war.

Er konnte nur den Kopf schütteln. Kein normaler Mensch würde es ihm glauben, aber was war an ihm schon normal? Ein Einzelgänger, der wenig Freunde hatte. Die wenigen allerdings, die voll und ganz auf seiner Seite standen, die lebten nicht in Rumänien, sondern in London. Sie gingen dort ähnlichen Aufgaben nach wie er in seinem Land, nur noch extremer und schärfer.

Frantisek überlegte, ob er bei diesem Fall nicht überfordert war. Möglicherweise. Nur hatte er sich darüber nie Gedanken gemacht. Er war immer in das kalte Wasser gesprungen.

Nur hatte er es diesmal mit einem Feind zu tun, der auf der einen Seite Vampir, auf der anderen Werwolf war.

Eine absolut irrsinnige und tödliche Mischung. Raffiniert, schlau und gnadenlos.

Der Zug bewegte sich.

Das Rucken erfaßte alle Wagen, auch den, in dem Frantisek Marek saß.

Die Reise begann.

Für ihn konnte es durchaus eine Fahrt in die Hölle werden!

***

Zwar lehnte sich Marek mit dem Rücken gegen die Säcke, aber ein bequemes Polster war das auf keinen Fall. Immer wieder schwankte er und mußte sich abstützen. Marek hoffte darauf, daß es besser wurde, wenn sie den Bereich des Bahnhofs verlassen hatten.

Er brauchte das Feuerzeug nicht mehr. Die Wagenseiten schlossen nicht fugendicht. Durch sie drang die Helligkeit des Tages ein wenig wie verloren in die Dunkelheit hinein, die den Inhalt aussehen ließ wie geduckte Schatten, die sich nur zum Schlafen hingelegt hatten, um wenig später wieder zu erwachen.

Marek atmete tief durch. Die Kälte spürte er auch hier. Er saß auf dem kalten Boden, rollte zusammen mit dem Zug ins Ungewisse und wußte nicht mal, ob er überhaupt richtig gehandelt hatte. Das wollte der Pfähler ändern, deshalb griff er in seine Tasche und holte das Pendel hervor. Er hob den linken Arm hoch und ärgerte sich darüber, daß der Stein im Rhythmus der Fahrbewegungen mitschwang, so konnte er leider nicht erkennen, ob sich der Vampirwolf in der Nähe befand oder nicht.

Das Pendel war außer Kraft gesetzt worden.

Daran hatte er nicht so richtig gedacht, und er ärgerte sich auch darüber.

Trotzdem behielt er das Pendel hoch. Der Stein schwankte vor seinem Gesicht, und er konnte gegen das Gesicht auf der Vorderseite schauen, wo sich die Fratze abmalte.

Ein häßliches Bild. Eine gekrümmte Nase, zwei hervorquellende

Augen, so zeichnete man zumeist die Hexe in dem Märchen Hänsel und Gretel. Aber der Stein war wichtig für ihn, auch wenn die Ausschläge in diesem Moment einen natürlichen Ursprung besaßen.

Er sah doch etwas.

Es hing mit den Augen der Fratze zusammen, denn in ihnen entdeckte er plötzlich ein Schimmern.

Einen schwachen, rötlichen Schein, ein huschendes Licht, nicht mehr.

Das Zeichen!

Der Pfähler hielt den Atem an. Er spürte wieder die innere Hitze, so aufgeregt war er plötzlich. Hier hatte ihm das Pendel genau den richtigen Weg gewiesen.

Es spürte die Nähe des Bösen.

Aber wo? Wo, zum Teufel, hielt es sich verborgen?

Marek merkte, wie ihn das Jagdfieber übermannte. Er kannte dieses Gefühl. Es trat immer dann ein, wenn die Gefahr ziemlich nahe war. In seinem Waggon hielt sich die Blutbestie nicht versteckt, aber es gab noch genügend andere in der Nähe. Die Ausstrahlung des Bösen mußte ungemein stark sein, sonst hätte sich das Pendel nicht gemeldet.

Marek wollte nicht mehr sitzen. Er drückte sich in die Höhe, was gar nicht mal einfach war, denn der verdammte Waggon schaukelte und vibrierte noch immer.

Dann aber stand er und schaffte es auch, breitbeinig stehenzubleiben.

Er tarierte die Pendel- und Schwingbewegungen aus, näherte sich der Tür, weil er dort einen breiteren Spalt gesehen hatte, durch den die Helligkeit sickerte. Frantisek wollte nachschauen, wohin die Reise ging und ob sie schon den unmittelbaren Bereich des großen Bahnhofs verlassen hatten.

Er mußte dicht an den Spalt herantreten, zuckte aber zurück, weil die kalte Zugluft schneidend in sein Auge fuhr. Er wischte es ab, holte Luft und schaute noch einmal nach, wobei er diesmal vorsichtiger zu Werke ging.

Ja, der Bahnhof lag hinter ihnen. Sie rollten bereits durch die Vororte der Hauptstadt, mit denen man wahrhaftig keinen Eindruck schinden konnte.

Die hohen Plattenbauten, in die Menschen hineingepfercht worden waren, glitten an ihm vorbei.

Dazwischen sah er die Straßen, dann die zahlreichen Baracken, die Abfallhaufen, die ausgeschlachteten Autos. Er sah auch ein Zigeunerlager, und Marek dachte daran, wie sehr die Menschen in dieser Kälte leiden mußten.

Zum Glück deckte der Schnee das meiste zu. Er wirkte wie ein großes Leichentuch, das das meiste Elend vor den Augen der Menschen einfach verbarg.

Zwar kannte sich Marek in der Hauptstadt nicht unbedingt aus, aber die Lage des Güterbahnhofs war ihm schon bewußt, und er rechnete damit, daß sie in Richtung Norden rollten, hinein in die breite Tiefebene, in der es keinen Wald gab. Erst in der Nähe von Pitesti würden wieder die Berge beginnen, und wenn die Fahrt weiterging, konnten sie durchaus die ungarische Grenze erreichen.

Die Fracht und damit das Ziel der Reise war für ihn zweitrangig geworden. Ihm ging es einzig und allein um die Bestie, die auf der Jagd nach neuen opfern war.

Sollte sie sich tatsächlich in seiner Nähe aufhalten, mußte sie ihn gespürt haben.

Der Pfähler löste sich aus der Umgebung der Tür und ging zu den Säcken Zurück, wo er sich niederließ und sich mit dem Rücken dagegenlehnte.

Er hörte das Knirschen der Metallstücke, spürte den trotzdem weichen Druck in seinem Rücken und holte wieder das Pendel hervor. Normal einsetzen konnte er es nicht, denn die Schaukelei der Waggons hatte auch nach dem Verlassen des Bahnhofs nicht aufgehört.

Marek brauchte den Arm nicht zu heben. Sein Blick fraß sich am Gesicht auf dem Pendel fest.

Plötzlich schlug das Herz noch schneller als zuvor.

Er sah in die Fratze, und er schaute in die Augen.

Sie leuchtete knallrot.

Die Bestie war nah!

***

Der Vampirwolf lag auf dem Dach!

Er war weder das eine noch das andere. Sein nahezu menschliches Gesicht war nur deshalb so entstellt, weil er das Maul weit geöffnet hatte, als wollte er sich den Wind um seine beiden aus dem Oberkiefer wachsenden Bluthauer wehen lassen.

Die runden Augen leuchteten in diesem kalten Raubtiergelb, und er konnte nur an das nächste Opfer denken, an nichts anderes sonst.

Ein Opfer.

Ein Mensch!

Blut, viel Blut!

Der eisige Fahrwind fuhr über ihn hinweg wie ein nie abreißender Sturm. Doch ein Wesen wie dieses spürte die Kälte nicht. Er war darauf programmiert sein Opfer zwischen die Pranken Zu bekommen. Sie ähnelten denen eines Werwolfs. Ebenso wie der übrige Körper, auf denen das Fell wuchs, das unter keiner Kleidung verborgen lag.

Er hatte sich in der letzten Zeit fünf Opfer geholt. Damit hätte er zufrieden sein können, aber er war es nicht, denn das sechste Opfer befand sich praktisch unter ihm.

Das war ihm schon klar. Es hätte ihm auch keine Mühe bereitet sich durch das Dach des Waggons zu schaufeln und diesen Menschen zu zerreißen. Nur kam etwas hinzu, das die Bestie störte.

Dieser Mensch unter ihm hatte etwas, mit dem er nicht zurechtkam. Er wußte nicht genau, was es war, er konnte da von einem Gruß aus der Vergangenheit sprechen, und gerade diese Tatsache ließ ihn doch unruhig werden. Irgend etwas trug dieser Mensch bei sich, mit dem der Vampirwolf nicht zurechtkam, das ihn aber stark an die Jahrhunderte zuvor erinnerte.

Nicht an die Zeit, sondern an eine Person, die damals auch schon existiert hatte.

Dieser Mensch vielleicht?

Nein, daran wollte er nicht glauben. Das war kein Mensch gewesen. Der hätte es niemals geschafft, so lange zu überleben. Es mußte schon eine besondere Person sein, die sich gegen die Zeiten und damit auch gegen den Tod gestemmt hatte.

Wer?

Er wußte es nicht. Er spürte nur die Aura, die auch vom Dach nicht gebremst werden konnte.

Ein Knurren verließ die Tiefe seiner Kehle. Der Vampirwolf lag gut auf dem Dach, besser als bei der Fahrt durch den Güterbahnhof. Es war eigentlich alles wie für ihn bestellt, aber er merkte, daß es anders laufen würde als bei den fünf anderen Opfern.

Hier kam die Erinnerung hinzu, und sie konnte durchaus gefährlich für ihn werden.

Unruhig bewegte er seine Arme und auch die Hände mit den Krallen, die über das vereiste Holz des Waggondachs kratzten. Es war stabil gebaut worden, aber er wußte auch, das es seinen Kräften nichts entgegensetzen konnte.

Wenn er denn wollte… Und er mußte rann.

Nicht nur an das Opfer, das unter ihm hockte, sondern auch an diese Erinnerung aus der Vergangenheit, wobei er sich nicht vorstellen konnte, um was es sich dabei handelte.

Er kannte diese Aura.

Er dachte auch darüber nach, aber er wußte nicht, wie er mit ihr zurechtkommen sollte.

Alles schien so weit weg zu sein, beinahe schon Lichtjahre.

Der Drang nach frischem Menschenblut traf ihn übermächtig, aber er ließ ihn nicht die Vorsicht vergessen.

Noch mußte er flach auf dem Dach liegenbleiben und sich festklammern. Der Zug rollte durch eine bewohnte Gegend. Die Häuser ragten hier sehr hoch in den grauen Winterhimmel. Der Schnee klebte sogar an manchen Fassaden wie weißer Leim.

Und unter ihm lauerte das Opfer.

Da würde er den Gruß aus der Vergangenheit finden. Aus seinem Maul drang ein böses Keuchen.

Die Fahrt ging weiter. Die Gegend veränderte sich. Die hohen Häuser hatten sie passiert. Sie lagen weit hinter dem Zug wie große, starre Schatten. Zwei Schienenstränge liefen nebeneinander. Die lange Wagenschlange kam rasch voran.

Auf der glatten Fläche war es nicht so einfach, aber er hatte Arme und Beine angezogen. Das Land vor ihm breitete sich bretteben aus. Es war nichts Grünes mehr zu sehen. Nur der Schnee. Bäume ragten aus dieser Masse hervor wie vergessene, graue Riesen mit zahlreichen Armen.

Ab und zu sah er ein Haus aus der weißen Landschaft hervorragen. Er sah eine Straße, die sich als dunklere Riesenschlange vom Weiß des Schnees abhob.

Ansonsten überwog die Einsamkeit.

Für ihn war es günstig.

Der Vampirwolf richtete sich auf, damit er eine kniende Haltung erreichte. Fremde Werkzeuge besaß er nicht. Was er tat, mußte er mit seinen Händen bewerkstelligen.

Die scharfen, dunklen Krallen, die wie leicht gebogene Messer wirkten, kratzen zuerst die Schicht aus Eis weg. Immer wieder rutschte er ab, aber er kam trotzdem gut durch und spürte sehr bald das Holz des Dachs.

Die Bestie fand genügend Lücken, wo sie ansetzen konnte. Alles lief nach plan, und die scharfen Nägel bohrten sich wie krumme Messerspitzen in die Seiten der Planken, an denen sie sich festkrallten.

Noch wartete er.

Es gab keine andere Möglichkeit, als sie aus dem Verbund hervorzureißen, wenn er an sein Opfer heranrollte. Die Bestie setzte ihre ganze Kraft ein.

Irgendwann bewegte sich die erste Planke, und die Bestie machte weiter.

Die Krallen bohrten sich weiter durch das Holz.

Die Bestie wußte genau, daß das Opfer keine Chance haben würde. Er war in dem Waggon gefangen. Wenn die Person trotzdem einen Fluchtversuch unternahm, würde sie aus dem fahrenden Zug springen müssen, und dann war sie geliefert. Idealer konnte ihm die Beute nicht ins Netz gehen.

Der Vampirwolf setzte wieder seine gesamte Kraft ein. Er zerrte an der Planke, nahm auch die andere Pranke zu Hilfe - und hebelte sie plötzlich aus dem Verbund.

Die Gegenbewegung trieb ihn nach hinten. Zwar hielt er die breite Planke fest, aber auf der glatten Fläche rutschte er weg. So schnell konnte er nicht handeln, so scharf waren seine Krallen nicht, als daß

sie sofort hätten Halt finden können. Die Fliehkraft packte ihn und schleuderte ihn nach links…

***

Frantisek Marek wartete.

Er stand breitbeinig da und schaute in die Höhe. Er blickte hin und wieder gegen die Fratze mit den knallroten Augen, der vorspringenden Nase und dem verzerrten Mund.

Und er wußte längst, daß sich die Bestie direkt in seiner Nähe, und zwar über ihm, befinden müßte, Es gab keine andere Möglichkeit. Zudem hatte er fremde Geräusche vom Dach her vernommen. Da paßte eines zum anderen, und Marek wartete darauf, daß die Bestie damit begann, das Dach einzureißen.

Er hatte die Jacke bis zum letzten Knopf geöffnet, den Schal nach hinten gedreht. Nichts sollte ihn daran hindern, so schnell wie möglich, an seinen Pfahl heranzukommen.

Er stellte sich vor, wie die Bestie nach unten kippte und dabei direkt in seinen Pfahl flog, der sie bis zum Rücken hin durchbohrte.

Das wäre sein Ideal gewesen.

Er fieberte. Noch war nichts zu sehen. Zudem haßte er plötzlich die Dunkelheit im Waggon, auch wenn sie ihm persönlich einen gewissen Schutz bot.

Die Bestie arbeitete daran, das Dach zu durchstoßen. Marek glaubte fest an die Bewegungen auf dem Dach. Das alles kam ihm sehr bekannt vor. Es gab einfach nur den einen Weg.

Auf einmal ging alles sehr schnell.

Etwas löste sich vom Wagendach, als wäre es von einem Windzug erfaßt und weggeschleudert worden. Plötzlich war ein Loch da, durch das Marek schauen konnte, aber nicht den gesamten Ausschnitt sah, denn die düstere Gestalt der Bestie verdeckte das meiste.

Obwohl es nur sehr kurz gewesen war, hatte Marek doch etwas erkannt.

Eine schreckliche Fratze mit zwei sagenhaften Vampirzähnen, die wie leicht gekrümmte Säbel aussahen. Aber die Fratze war plötzlich verschwunden, der Körper ebenfalls, und Marek konnte sich vorstellen, daß sich der Vampirwolf übernommen hatte. Den Kräften der Physik hatte er nichts entgegensetzen können.

Das Loch im Dach war geblieben.

Der eisige Wind fegte hindurch wie ein Sturm in der Arktis…

***

Der Pfähler duckte sich, als der beißende Wind einige Schneereste und Eisstücke vom Dach in den Waggon schleuderte, die auch seinen Kopf trafen.

Frantisek bewegte sich zur Seite. Er preßte sich gegen die Säcke und

mußte sich mit der neuen Lage zunächst einmal zurechtfinden. Mit diesem Fortgang hatte er nicht gerechnet. Es wäre ihm sogar lieber gewesen, die Bestie vor sich zu sehen, dann hätte er gewußt, woran er gewesen wäre, so aber sah es nicht gut aus.

Er konnte wählen. Entweder war der Vampirwolf vom Waggondach zu Boden geschleudert worden und lag jetzt irgendwo auf freier Strecke, oder er hatte es tatsächlich geschafft, sich irgendwo festzuklammern, wo er auf eine neue Chance wartete.

Es sah nicht gut für ihn aus. Wie es auch sein mochte, Marek fühlte sich in den Hintergrund gedrängt. Er mußte höllisch achtgeben, um keine tödliche Überraschung zu erleben.

Noch tat sich nichts, so konnte er sich auf seine normal gebliebene Umgebung konzentrieren.

Durch das Loch pfiff der Wind. Es waren schaurige Laute, als wäre ein mit unheimlichen Gestalten besetztes Orchester dabei, eine höllische Musik zu intonieren.

Der Wind zerrte an dem Holz, ohne die Balken lösen zu können. Er pfiff, er heulte, er gab Töne von sich, die aus einer Knochenflöte stammen konnten, aber nicht von bekannten Musikinstrumenten produziert wurden.

Über dem Loch fegte der Himmel hinweg wie ein Zeitraffer. Marek sah die dunklen Wolken. Er ging davon aus, daß es bald wieder schneien würde, doch das war zweitrangig.

Es mochte ungefähr eine halbe Minute vergangen sein. Von der Bestie hatte er nichts entdeckt. Nur einmal war sie ganz kurz vor die Augen gekommen, da hatte er sie gesehen, aber die Zeitspanne war einfach nicht lang genug gewesen.

Ein breites, sogar menschliches Gesicht, ein mörderisches Gebiß mit säbelartigen Vampirzähnen, mehr nicht. Von dem Körper war noch nichts zu erkennen.

Marek saugte die Luft ein. Seine Augen waren auf das Loch gerichtet, durch das immer wieder ein dünnes Schneegrieseln sickerte. Die Kristalle sprangen gegen seinen Körper und vor sein Gesicht, dessen Haut sich vor Aufregung gerötet hatte.

Dann schaute er auf das Pendel.

Die Augen glühten noch!

Marek nickte. Damit stand für ihn fest, daß sich die Bestie auch weiterhin in seiner Nähe aufhielt…

***

Der Vampirwolf war zwar gerutscht, doch er hatte sich noch am Rand des leicht gewölbten Daches festhalten können.

In dieser für ihn langen Zeitspanne konnte er aus eigener Kraft kaum etwas tun, aber er reagierte instinktiv, als er sich auf dem Weg nach

unten befand.
Er schlug beide Arme nach vorn. Es waren wilde Hiebe, es war seine Chance, und es gelang ihm tatsächlich, seine langen Krallen in die Kante hineinzuhämmern, wo er sich festhielt wie ein Turner am Reck. Er war an der linken Seite über das Dach hinweggerutscht, hing dort wie ein großer Lappen im Fahrwind, der mit seinem mächtigen Körper spielte und ihn schwanken ließ.
Die Bestie zog die Beine an. Die Krallen dort hielt sie gekrümmt. Sie Suchte Halt an der glatten Außenfläche. Sie wollte die Krallen wie Nägel in das Holz bohren, rutschte aber mehrmals an dem dünnen Eispanzer ab.
Er gab nicht auf.
Schmerzen spürte er nicht.
Kraft hatte er genug, und er war seinem Opfer ja schon ziemlich nah.
Für die Bestie war es wichtig, wieder auf das Dach zu gelangen und durch die Lücke in den Waggon zu fallen. Dort hockte der Mensch und zitterte vor Angst. Etwas anderes konnte er sich überhaupt nicht vorstellen. Allmählich hatte er sich an seine Lage gewöhnt. Sein Körper pendelte im Rhythmus der Fahrt und den immer schneller werdenden Stößen der alten Schienen.
Die fellbewachsenen Arme hielt er gestreckt. Die Nägel hatten sich regelrecht in das weiche Holz der Kante hineingebohrt, und auch mit den Fußkrallen hatte er einen relativ guten Halt gefunden.
Dann zog er sich hoch. Allen Widrigkeiten zum Trotz.
Er war kein Mensch, er war ein Monster, eine Bestie, die immer Kraft hatte, wie ein Motor, der nicht abgestellt wurde. Und dieser Kraft konnte man nur mit bestimmten Waffen begegnen.
Seine Fratze sah noch böser aus. Die Augen schienen um das Doppelte gewachsen zu sein. Er kam höher und höher, dabei glitt er an der Außenwand entlang, und selbst ein Klimmzug in dieser extremen Lage bereitete dem Vampirwolf keine Anstrengungen.
Er rutschte wieder zurück auf das Dach, wo er bäuchlings liegenblieb. Vor ihm sah er die Lücke. Sie war nicht unbedingt sehr breit, er würde sich jedoch hindurchzwängen können.
Er rutschte näher - hielt dann inne, denn er hatte etwas gesehen. In Höhe des Lochs oder dicht darunter. So klar war es nicht. Aber diese Bewegung konnte nur von einer Person stammen.
Sein Opfer kam freiwillig zu ihm…

***

Er war noch da. Er würde nicht aufgeben. Er war einfach kein Wesen, das sich zurückzog, solange noch Blut in seine Nähe pulsierte. Und das drückte sich durch Mareks Adern. Er würde die perfekte Beute für den Sauger werden.

Der Wind schlug brutal durch die Lücke. Er hörte einfach nicht auf. Er drang durch, war wie ein böses Monster aus der Arktis. Marek empfand ihn schlimmer als die lauernde Gefahr. Immer wieder hörte er die pfeifenden und jaulenden Laute, als säßen dort oben auf dem Dach jede Menge Monster, die ihren Frust hinaus in die kalte Winterlandschaft schrieen.

Er tat nichts.

Er mußte warten, aber er hielt die Augen trotz des beißenden Windes so verdreht, daß er die Luke und deren Umgebung beobachten konnte. Wenn die Bestie nicht zu Boden geschleudert worden war - und das war sie nicht, würde sie sich darum bemühen, mit aller Macht an das Opfer heranzukommen. Und das war auf dem direkten Weg. Durch die Decke.

Marek fuhr über seine Augen hinweg, wo der beißende Wind das Tränenwasser zu Eis hatte werden lassen. Er kam sich schon selbst wie ein Eisklumpen vor.

Kam er?

Hielt er sich noch zurück? Wartete er bis zum nächsten Halt? Aber das konnte dauern, und so lange würde die Bestie keine Rücksicht nehmen. Marek kannte sich mit diesen Monstren aus. Wenn sie einmal das Blut des Menschen gerochen hatten, der sich in ihrer Nähe aufhielt, setzten sie alles daran, um es auch zu bekommen.

Auf dem Dach bewegte sich jemand!

Der Pfähler sah es daran, daß das Gesicht der Gestalt das Holz in der Nähe des Lochs etwas eindrückte. Da hatte es seine ursprüngliche Festigkeit verloren, und Frantisek schaute zu, wie sich die Bewegungen dem Loch immer mehr näherten.

Plötzlich wurde er eiskalt, sehr ruhig sogar. Er steckte das Vampirpendel weg. In der rechten Tasche fand es seinen Platz. Dann zog er mit der rechten Hand den Pflock hervor. Seine Finger umklammerten das alte, grau gewordene Stück Eichenholz. Er dachte daran, wie oft ihm der Pflock schon die entsprechenden Dienste erwiesen hatte. Ungezählte Blutsauger waren durch ihn gepfählt und damit zur Hölle geschickt worden. Heute sollte er sein Meisterstück machen.

Nichts bewegte sich in Mareks Gesicht. Er war nur etwas weiter nach hinten gegangen, denn er wollte nicht riskieren, daß die Bestie bei einem Sprung direkt auf ihm landete.

Der Güterzug rollte weiter. Die Waggons schaukelten und rumpelten über den nicht eben neuen Schienenstrang hinweg. Typische Geräusche, die der Pfähler nicht mehr wahrnahm, ebenso nicht mehr das Heulen und Jaulen des in den Waggon hineinfahrendes Windes.

Er blieb ruhig.

Aber er war bereit, blitzschnell zu reagieren, wenn sich die Bestie

zeigte.
Und sie war da.
Plötzlich hatte die Warterei ein Ende. Alles ging blitzschnell. Über Mareks Kopf brach noch mehr Dachholz zusammen. Durch den Druck erweiterte sich die Öffnung. Sie war plötzlich groß genug, um dieser Bestie den nötigen Platz schaffen, und mit einem letzten Ansturm an Brachialgewalt brach sie ein.
Marek erlebte alles genau mit. Beinahe wie im Zeitlupentempo kam es ihm vor. Er sah einen fellbedeckten Werwolfkörper, der allerdings noch mehr menschliche Umrisse zeigte, und er sah wieder das ebenfalls menschliche Gesicht mit dem weit aufgerissenen Maul, in dem die gefährlichen Zähne schimmerten.
Dann prallte der andere zu Boden. Er rollte sich herum, zog seine Pranken und auch die Beine an, um in eine Position zu gelangen, aus der er sich abstoßen konnte.
Dazu wollte es Marek nicht kommen lassen.
Mit stoßbereitem Eichenpflock lief er auf den Vampirwolf zu…

***

Die Stunden dieses Tages gehörten zu denen, die Suko und ich gern vergessen wollten.
Wir waren in unserem Büro gefangen. Wir konnten nichts tun, aber wir sprachen immer wieder über Morgana Laytons Erscheinen, über ihre Warnung, ihre Informationen, eigentlich über alles, und das Thema schien unerschöpflich zu sein, wobei es gleichzeitig auch unsere eigene Hilflosigkeit verdeckte.
Keiner von uns wußte, was er tun sollte. Keiner hatte eine richtige Idee. Und einen Rat konnte uns auch unser Chef, Sir James, nicht geben, der eingeweiht war und keinen glücklichen Eindruck gemacht hatte.
Einige Male hatte ich Mareks Nummer in Rumänien gewählt, war zwar immer durchgekommen, doch es hatte niemand abgehoben.
Marek war nicht da.
Wo befand er sich?
»Was soll der denn bei einem derartig kalten Wetter draußen herumturnen?« fragte ich zum wiederholten Male, und Suko zeigte ebenfalls die gleiche Reaktion. Er hob die Schultern.
»Sag was!«
»Warum?«
»Damit ich mir hier nicht allein vorkomme wie ein Idiot. Da läuft doch einiges an uns vorbei.«
Suko blieb gelassener. Er nickte nur, bevor er fragte: »Kannst du daran etwas ändern?«
»Ich weiß es nicht«, gab ich murmelnd zur Antwort.

»Oder willst du dich in eine Maschine setzen und nach Rumänien fliegen?«

Ich grinste ihn an. »Du wirst es kaum glauben, Suko. Wenn ich wüßte, daß ich damit Erfolg hätte, würde ich es tun.«

»Es kann alles zu spät sein.«

»Das weiß ich leider auch.«

Suko hob die Beine an und legte sie auf den Schreibtisch. »Jedenfalls hat Morgana Layton versucht, uns vor ihren Karren zu spannen, und das gefällt mir nicht.«

»Mir auch nicht, aber man muß hin und wieder den Teufel mit seinen eigenen Waffen schlagen.«

»Du willst also für sie die Kastanien aus dem Feuer holen.«

»Wenn du es so ausdrückst, okay, aber irgend etwas müssen wir ja tun.«

»Oder rechnest du damit, daß sie uns hilft und noch einige Tips gibt?«

»Das ist meine Hoffnung.«

»Ja«, sagte Suko und wies mit dem ausgestreckten Zeigefinger nach unten. »Das stimmt schon, John. Aber es gibt noch eine zweite Seite, wie du selbst weißt.«

»Mallmann?«

»Eben.«

»Und weiter…«

»Wir wissen nichts Genaues, deshalb ist alles Spekulation. Aber auch Dracula II ist nicht gerade ein Freund dieses Wesens. Bisher sind die Fronten irgendwie klar gewesen. Auf der einen Seite die Vampire, auf der anderen die Werwölfe.«

»Na und?«

Sukos Finger glitt wieder hoch. »Jetzt schiebt sich aber ein Wesen in diese makabre Ordnung, das sowohl das eine als auch das andere ist. Zur Hälfte Vampir, zur anderen Hälfte Werwolf. Das kann weder Morgana Layton gefallen, noch Mallmann. Was mich stutzig macht, ist folgendes: Warum hat uns die Werwölfin quasi um Hilfe gebeten? Ist sie nicht in der Lage, ihn selbst zu stoppen?«

»Scheint so.«

»Wo liegt das Problem, John?«

»Das weiß ich doch nicht, verdammt!« Irgendwo regte mich Sukos Ruhe auf. Okay, ich war ungerecht, aber ich konnte nun einmal nicht aus meiner Haut heraus.

Er wartete eine Weile ab, dann sprach er weiter. »Das Problem liegt bei Mallmann ebenso. Auch er traut sich nicht, sich gegen diesen Vampirwolf zu stemmen.«

»Kann sein.«

Suko hob zwei Finger an. »Sie nicht, er nicht. Irgend etwas stimmt da

nicht. Sie haben beide Hemmungen, diese Bestie zu vernichten. Ja. Dracula II will sie nicht einmal in seine verdammte Vampirwelt mitnehmen. Dort hätte er doch ein Versteck. Ich frage mich inzwischen, ob dieser Vampirwolf so mächtig ist, daß sich beide nicht an ihn herantrauen.« Er schüttelte selbst den Kopf. »Das kann ich mir eigentlich nicht vorstellen. Dafür muß es andere Gründe geben.«

»Stimmt. Sie liegen in der Vergangenheit begraben. In einer Zeit, als es noch den echten Dracula gab, der die Türken zurückgeschlagen hat und dann durchdrehte.«

»So ist es.«

»Und was können wir dagegen tun?«

Mein Freund verzog das Gesicht, als wollte er anfangen zu weinen. »Wahrscheinlich nichts.«

»Eben.«

Er schlug auf den Tisch. »Dann sollten wir nicht länger hier im Büro herumhängen, sondern nach Hause fahren. Da gefällt es mir besser, ehrlich gesagt.«

»Hast du was Bestimmtes vor?«

»Nein. Aber was sollen wir hier? Der Nachmittag ist so gut wie gegessen, irgendwann müssen wir damit beginnen, die Überstunden abzubauen, sage ich mal.«

»Ausgerechnet heute?«

»Warum nicht?«

Ich blies zuerst meine Wangen auf und ließ dann die Luft durch denn Mund hörbar ausströmen.

»Kommst du mit?«

»Klar.«

Suko hatte sich schon erhoben. Er ging zum Vorzimmer, wo Glenda noch beschäftigt war. Als sie uns sah, wußte sie sofort Bescheid. »Die Herren machen Feierabend«, sagte sie spitz.

»Ja, meine Liebe. Die Gentlemen bitten zum Begräbnis.«

»Wie nett. Und wen wollt ihr begraben?«

»Das wissen wir noch nicht.«

»Was ist mir Marek?«

Ich hob die Schultern.

Glendas Augen verengten sich; »Darf ich dieser Reaktion entnehmen, daß ihr euch um ihn Sorgen macht?«

»So ungefähr«, gab ich zu.

»Aber ihr könnt ihm nicht helfen?«

»Leider nicht.«

»Ich weiß auch nicht, was ich euch raten soll. Jedenfalls habe ich für den heutigen Abend schon etwas vor.«

»Sag es!«

Glenda strahlte uns an. »Ich werde zum Eislaufen gehen. Die kleinen

Teiche sind zugefroren. Ihr glaubt gar nicht, wie gut das tut.«
»Bei der Kälte«, sagte ich.
»Im Sommer ist es nicht möglich.«
»Das weiß ich selbst.«
»Jedenfalls wünsche ich euch keinen allzu frustrierten Abend. Soll ich Sir James Bescheid geben, wenn er zurückkommt?«
»Kannst du machen.«
Sie nickte uns zu. »Dann bis morgen in alter Frische.«
»Mal sehen«, sagte ich.
Wir holten den Rover und reihten uns in den Stau ein, was mir an diesem Tag nicht so viel ausmachte, denn wir hatten es nicht eilig. Ob wir eine halbe Stunde früher oder später nach Hause kamen, spielte überhaupt keine Rolle.
»Du bist sauer«, stellte Suko bei einem Ampelhalt fest.
»Nein, nur nachdenklich. Es kommt etwas auf uns zu, das weiß ich. Aber ich weiß nicht was. Denn dieser Fall ist noch lange nicht gegessen, daran werden wir noch zu knacken haben. Hinzu kommt die Sorge um Frantisek Marek.«
»Der schafft es, John, der hat es immer geschafft.«
»Bist du sicher?«
»Ja.«
Ich hob die Schultern und fuhr wieder an. Draußen glitt eine frostige Welt vorbei, was wir nicht wahrnahmen, denn die Heizung schaufelte die Wärme durch das Innere des Fahrzeugs.
»Du könntest mit uns zusammen essen«, schlug Suko vor. »Mal sehen.«
»Oder rechnest du mit Besuch?«
Die Frage hatte mich überrascht. »Wie meinst du das denn?«
»So abwegig ist das doch nicht. Morgana Layton hat uns einen Hinweis gegeben. Sie wird sich sicherlich erkundigen wollen, was daraus geworden ist.«
»Das kann sein.«
»Eben. Und deshalb erscheint es mir nicht so unwahrscheinlich, daß sie wieder bei dir oder mir auftaucht.«
»Und was sollen wir ihr sagen?«
Suko schnippte mit den Fingern. »Wir können doch ehrlich sein und ihr erklären, daß wir mit unserem Latein am Ende sind. Daß wir mehr Hilfe brauchen und auf sie setzen.«
»Sie wird bestimmt jubeln.«
»Auf ihre Art schon.«
Ich winkte ab. »Suko, das lohnt sich alles nicht. Es ist Haarspalterei. Manchmal habe ich den Eindruck, als wollte uns die andere Seite an der Nase herumführen und uns irgendwie klarmachen, daß es auch Fälle gibt, wo wir hilflos sind. Wobei ich allerdings davon überzeugt

bin, daß es diese Bestie gibt.«
»Und welche Rolle hast du Marek dabei zugedacht? Übrigens, es ist schon komisch, daß er nicht in seinem Haus ist.«
»Oder kommt es uns nur komisch vor?«
»Das kann natürlich auch sein.«
Unser Gespräch schlief ein. Ich konzentrierte mich wieder auf die Fahrerei. Der Weg hatte diesmal in einer vertretbaren Zeitspanne geklappt. Wir sahen die beiden Hochhäuser wie funkelnde Monumente. In einem davon wohnten wir, und zum Hochhaus gehörte auch eine Tiefgarage, zu der nur Befugte Zufahrt hatten.
Die Tiefgarage sah aus wie jede andere. Trotzdem hatte sie für uns eine besondere Bedeutung. Wir hatten in ihr schon einige Überraschungen erlebt, und es kam mir seltsam vor, daß ich gerade jetzt daran dachte, als ich den Rover auf die Zufahrt lenkte. Kurz hielt ich an und setzte die Automatik des Tores in Bewegung. Wir hatten jedesmal den Eindruck, als würden wir in einen gewaltigen Rachen schauen, jaus dem im nächsten Moment Feuer und Asche in gewaltigen Rauch- und Flammenwolken quoll.
Das geschah nicht. Es blieb normal, Wir konnten hineinrollen, und wir waren nicht die einzigen, denn weiter vor uns rangierte ein Fahrer, um in seine Parktasche zu gelangen. Die Strahlen der Scheinwerfer geisterten durch die Halle und blieben letztendlich an einem Punkt der grauen Wand kleben, wo sie erloschen.
Der Fahrer parkte seinen Wagen gegenüber von uns. Ich stellte den Rover immer neben Sukos BMW ab, den mein Freund im Winter gern in der Garage ließ.
Wir stiegen aus.
Es war wie immer und doch anders.
Das hatte auch Suko gespürt. Ich merkte es daran, als wir uns über das Wagendach hinweg anschauten.
Ich schloß ab und fragte gleichzeitig: »Ist was?«
»Im Prinzip sollte nichts sein.«
»Aber…?«
»Tja, wenn ich das wüßte. Ich habe plötzlich den Eindruck, als würden wir noch eine Überraschung erleben.«
»Hier unten?«
»Kann sein, nur…« Er lachte leise. »An Morgana Layton kann ich nicht glauben.«
Ich hatte Suko nur mit einem Ohr zugehört. Mein Blick war durch dieses unterirdische Areal geglitten. Ich suchte nach irgendwelchen Hinweisen, die nicht normal waren, aber es war einfach nichts zu finden. Nur der Mann, der sein Fahrzeug gegenüber abgestellt hatte, ging auf die graue Lifttür zu.
Er kam von der Arbeit. Zumindest Sah er so aus. Er trug einen

Aktenkoffer, hatte seinen Mantel über den Arm gelegt und machte auf mich den Eindruck, als würde er sein Geld bei einer Bank oder Versicherung verdienen.

»Laß ihn mal erst hochfahren«, sagte ich.

»Du bist doch nervös?«

»Irgendwo schon.«

Die Tür öffnete sich. Die Kabine machte den Eindruck eines hellen Käfigs, in den der Hausbewohner hineinstieg.

Ich hatte nicht mehr hingeschaut, wurde aber durch die Ereignisse ebenso überrascht wie Suko.

Beide hörten wir den Schrei des Mannes. Danach ein Stöhnen, dann, als wir hinschauten, sahen wir seine Gestalt, die nicht mehr ganz gerade stand, sondern schwankte.

Als der Mann in den Knien einknickte und zu Boden fiel, waren wir bereits unterwegs. Wir hatten auch unsere Waffen gezogen und huschten zwischen den abgestellten Fahrzeugen hindurch. Sehr schnell schon hatten wir freie Sicht auf die noch immer geöffnete Fahrstuhltür.

Das hatte einen Grund.

Dort stand jemand.

Die Person hatte sich zwischen die beiden Kontakte gestellt, damit die Tür nicht zufallen konnte.

Dort wartete sie auf uns mit vor der Brust verschränkten Armen oder wie jemand, der es nicht gewohnt war, auch nur eine Niederlage einzustecken und sich immer auf der Siegerstraße fühlte.

»Das glaub' ich nicht«, flüsterte Suko.

»Doch«, sagte ich, »sie ist es. Assunga, die Vampirhexe…«

ENDE des ersten Teils